

Geschichte schreiben im Zeitalter der Extreme. Die Göttinger Historiker Percy Ernst Schramm, Hermann Heimpel und Alfred Heuß

FRANK REXROTH

I. Einleitung

Die drei Historiker, um die es im Folgenden gehen wird, gehörten unbestritten zu den fruchtbarsten, einflussreichsten und zugleich komplexesten Forscherpersönlichkeiten, die während der Zwischenkriegszeit die deutsche Historikerszene betreten.¹ Dadurch, dass sie jahrzehntelang gleichzeitig in Göttingen wirkten, haben die geisteswissenschaftlichen Fächer an der Georgia Augusta und an der Göttinger Akademie viel an Reputation hinzugewonnen – „Göttingen“ galt bei angehenden Historikern als eine sehr gute Adresse.² Vor allem Alfred Heuß wirkt mit seinem althistorischen Œuvre noch heute, 17 Jahre nach seinem Tod, weit in die Altertumswissenschaften hinein.³ Forschend und dabei stets auf das Ganze der Geschichte zielend, hatte er sich an

-
- 1 Der folgende Text bietet eine überarbeitete Fassung meines Vortrags. Die Schriften der Autoren Schramm, Heimpel und Heuß sind unschwer zu ermitteln anhand der in Anm. 3, 5 und 10 nachgewiesenen Publikationsverzeichnisse. Sebastian Dümmling M.A., Göttingen, danke ich für den intensiven Austausch und die engagierte Unterstützung bei der Vorbereitung von Vortrag und Druckfassung, Rudolf von Thadden für ein ausführliches Gespräch nach gehaltenem Vortrag.
 - 2 *Arno Borst*, *Meine Geschichte*, hg. v. Gustav Seibt. Lengwil 2009, S. 17–20.
 - 3 Heuß wurde 1909 bei Leipzig als Sohn eines Musikkritikers geboren und ist 1995 in Göttingen gestorben. Er habilitierte sich 1936 in Leipzig, war seit 1941 Professor in Breslau, seit 1949 in Kiel und seit 1954 in Göttingen. Der dortigen Akademie gehörte er seit 1957 bis zu seinem Tod an. Zur Biographie: *Alfred Heuß*, *De se ipse* (1993), in: Ders., *Gesammelte Schriften* in 3 Bänden. Stuttgart 1995, Bd. 1, S. 777–827; *Christian Meier*, *Laudatio* auf den Preisträger, in: *Erste Verleihung des Preises des Historischen Kollegs*. München 1984, S. 18–27; *Jochen Bleicken*, *Zum Tode von Alfred Heuß*, in: *Historische Zeitschrift* 262, 1996, S. 337–356; *Hans-Joachim Gehrke* (Hrsg.), *Alfred Heuß. Ansichten seines Lebenswerkes*. Stuttgart 1998; *Stefan Rebenich*, *Alfred Heuß: Ansichten seines Lebenswerkes. Mit einem Anhang: Alfred Heuß im Dritten Reich*, in: *Historische Zeitschrift* 271, 2000, S. 661–673; *Uwe Walter*, *Althistorie und Allgemeine Geschichte nach der Katastrophe. Die Beiträge von Alfred Heuß in der Historischen Zeitschrift*, in: *Historische Zeitschrift* 289, 2009, S. 49–75. Seine Schriften sind nachgewiesen bei *Alfred Heuß*, *Gesammelte Schriften* in 3 Bänden. Stuttgart 1995, S. 2669–2676.

den so verschiedenen Leitgrößen Theodor Mommsens und Max Webers orientiert. Er erschloss das gesamte Gebiet der griechisch-römischen Antike historiographisch und weitete darüber seine historische Reflexion weltgeschichtlich, wissenschaftshistorisch und geschichtstheoretisch aus. Seine theoretischen Arbeiten und auch die Schriften zur Geschichtskultur seiner Zeit spielen in der gegenwärtigen Theoriebildung der Historie allerdings kaum noch eine Rolle; sie atmen den Geist vergangener Auseinandersetzungen.⁴

Als Mediävist hat Percy Ernst Schramm zwar gleichfalls – und bemerkenswert früh – mit Monographien für Furore gesorgt, doch anders als bei Heuß umfassten diese bei weitem nicht die gesamte Breite seines Fachs.⁵ Vielmehr

-
- 4 Eine beeindruckende Zahl von Verweisen auf seine althistorischen Arbeiten enthält *Eckhard Wirbelauer* (Hrsg.), *Antike* (Oldenbourg Geschichte Lehrbuch). München 2004. In den Beiträgen der späteren Bände zur Geschichte und Theorie der Geschichtswissenschaft oder auch zur Universalgeschichte bleibt er unerwähnt. Ebenso bei *Lutz Raphael*, *Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme. Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart*. München 2003; *Stefan Jordan*, *Theorien und Methoden der Geschichtswissenschaft*. Paderborn u.a. 2009. Zur frühen und starken Rezeption, insbesondere der These vom „Verlust der Geschichte“, s. *Reinhard Wittram*, *Anspruch und Fragwürdigkeit der Geschichte. Sechs Vorlesungen zur Methodik der Geschichtswissenschaft und zur Ortsbestimmung der Historie*. Göttingen 1969, v.a. S. 10; *Georg G. Iggers*, *Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart* (zuerst engl. 1968). München 1971, S. 328–338; *Karl-Georg Faber*, *Theorie der Geschichtswissenschaft*. 3. Aufl. München 1974; *Thomas Nipperdey*, *Wozu noch Geschichte?* (1975), in: *Wolfgang Hardtwig* (Hrsg.), *Über das Studium der Geschichte*. München 1990, S. 366–388. Abseits der „Verlust“-These *Ernst Schulin*, *Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch. Studien zur Entwicklung von Geschichtswissenschaft und historischem Denken*. Göttingen 1979. *Ute Daniel*, *Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter*. 4. Aufl. Frankfurt am Main 2004, S. 420f., geht auf seine Studie zur historischen Kontingenz ein. Neu gewendet wird die Frage nach dem „Verlust“ – unter den Bedingungen des gegenwärtigen massenhaften Geschichtskonsums nach der Logik der „Erlebnisgesellschaft“ – von *Wolfgang Hardtwig*, *Verlust der Geschichte oder wie unterhaltsam ist die Vergangenheit?* Berlin 2010.
- 5 Schramm wurde 1894 in eine vermögende Hamburger Kaufmannsfamilie hineingebohren und starb 1972 in Göttingen. Er habilitierte sich 1924 in Heidelberg. Nach kurzer Tätigkeit bei den *Monumenta Germaniae Historica* wurde er 1929 nach Göttingen berufen und dort 1937 auch in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Ihm wurde eine Biographie gewidmet: *David Thimme*, *Percy Ernst Schramm und das Mittelalter. Wandlungen eines Geschichtsbildes* (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 75). Göttingen 2006; vgl. *Ders.*, *Die Erinnerungen des Historikers Percy Ernst Schramm. Beschreibung eines gescheiterten Versuchs*, in: *Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte* 89, 2003, S. 227–262. Anekdotisches jetzt bei *Stine Marg*, *Percy E. Schramm. Zwischen Mediävistik und Kriegstagebuch*, in: *Dies. / Franz Walter* (Hrsg.), *Göttinger Köpfe und ihr Wirken in die Welt*. Göttingen 2012, S. 35–42. *Schriftenverzeichnisse: Peter Classen / Peter Scheibert* (Hrsg.), *Festschrift Percy Ernst Schramm zu seinem siebzigsten Geburtstag von Schülern und Freunden zugeeignet*. Wiesbaden 1964, S. 293–321, korrigiert und ergänzt durch *Thimme*, *Schramm*, S. 629–637.

sieht man in Schramms Büchern zu Recht Sternstunden der problemgeleiteten Geschichtsforschung⁶, insofern in ihnen raffinierte Momentaufnahmen und höchst originelle Fallstudien dargeboten wurden – so etwa zur Herrschaftskonzeption Kaiser Ottos III. oder zur Aussagekraft von Königsinsignien. Die stärker historiographischen Werke, die er ebenfalls in beachtlicher Zahl veröffentlichte und die ihn in einer weiteren, die wissenschaftliche Historie überschreitenden Geschichtskultur bekannt machten, wurden ebenfalls respektvoll aufgenommen. Doch sie waren – anders als etwa Heußens „Römische Geschichte“ – nicht ‚seiner‘ Epoche gewidmet, sondern der neuzeitlichen Geschichte der Seefahrt oder aber der Vergangenheit seiner eigenen Familie. Den größten Bekanntheitsgrad erreichte er fraglos mit der Herausgabe des Kriegstagebuchs, das er im Auftrag des Oberkommandos der Wehrmacht von 1943 bis zur Kapitulation geführt hatte. Innerhalb der historischen Mediävistik hat man Schramm in erster Linie als einen Vertreter des fragengeleiteten, detailversessenen Forschens in Erinnerung behalten.⁷ Ähnlich wie Heuß gelangte auch er hierüber zu allgemeinen theoretischen Einsichten; so hat ihn die während der 1980er Jahre verstärkt betriebene Erforschung interkultureller Transferprozesse ausdrücklich als den eigentlichen Ideengeber ihres Forschungskonzepts anerkannt.⁸ Doch anders als sein althistorischer Kollege hat Schramm nie den Willen gezeigt, seine verallgemeinernden, auf theoretische Horizonte zielenden Überlegungen zusammenzuführen und gezielt der Diskussion auszusetzen, so dass gegenwärtig ein gewisser Reiz an der Auseinandersetzung mit seinem Werk darin bestünde, seine versprengten, in der Vielzahl seiner Publikationen fast untergegangenen Reflexionen zu historischen Fundamentalbegriffen wie „Quelle“, „Überrest“ oder auch „Wachstum“, „Einfluss“ oder

6 Zur Unterscheidung von Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung (d.h. Historiographie), die für die folgenden Ausführungen grundlegend ist, s. *Frank Rexroth*, Geschichte erforschen oder Geschichte schreiben? Die deutschen Historiker und ihr Spätmittelalter 1859–2009, in: *Historische Zeitschrift* 289, 2009, S. 109–147, und unten bei Anm. 19–21. Heuß beschäftigte sich ebenfalls mit dieser Unterscheidung und ihren Implikationen, s. *Alfred Heuß*, Geschichtsschreibung und Geschichtsforschung. Zur ‚Logik‘ ihrer gegenseitigen Beziehungen (1979), in: Ders., (Hrsg.), *Gesammelte Schriften* in 3 Bänden. Stuttgart 1995, Bd. 3, S. 2250–2288.

7 *Nikolaus Gussone*, Herrschaftszeichen und Staatssymbolik. Zum 100. Geburtstag von Percy Ernst Schramm, in: *Majestas* 2, 1994, 93–99; *Norbert Kamp*, Percy Ernst Schramm und die Mittelalterforschung, in: Hartmut Boockmann / Hermann Wellenreuther (Hrsg.), *Geschichtswissenschaft in Göttingen. Eine Vorlesungsreihe* (Göttinger Universitätschriften 2). Göttingen 1987, S. 344–363; *János M. Bák*, *Medieval Symbolology of the State. Percy E. Schramm's Contribution*, in: *Viator* 4, 1973, S. 33–63.

8 *Rudolf Muhs* / *Johannes Paulmann* / *Willibald Steinmetz*, Brücken über den Kanal? Interkultureller Transfer zwischen Deutschland und Großbritannien im 19. Jahrhundert, in: Dies. (Hrsg.), *Aneignung und Abwehr. Interkultureller Transfer zwischen Deutschland und Großbritannien im 19. Jahrhundert* (Arbeitskreis Deutsche England-Forschung 32). Bodenheim 1998, S. 7–20, hier S. 7–9.

„Fortschritt“ erstmals gesamthaft zu würdigen und seine heimliche Urheber-schaft für moderne Konzepte überhaupt erst sichtbar zu machen.⁹

Der Mittelalterhistoriker Hermann Heimpel kann mit seiner fast beispiellosen Karriere als Editor und Forscher, als Redner und Wissenschaftspolitiker, als Anreger, Protektor und aristokratischer Schirmherr der deutschen historischen Mediävistik gleichfalls als prominenter Vertreter seiner Fachwissenschaft gelten.¹⁰ Sein Wirken an dem praktisch für ihn gegründeten Göttinger Max-Planck-Institut für Geschichte¹¹, sein Engagement für die mediävistische Grundlagenforschung bei den *Monumenta Germaniae Historica*, für die *Germania Sacra* und eine ganze Reihe weiterer Langzeitunternehmen, aber auch die Tatsache, dass er einmal als Nachfolger von Theodor Heuß im Amt des Bundespräsidenten im Gespräch war, sichern ihm eine im Vergleich mit Heuß und Schramm wiederum anders gelagerte, jedenfalls aber noch glänzendere Ausstrahlung. An dem Willen zur Geschichtsschreibung, der ihn sein Leben lang begleitet hat, ist Heimpel letztlich gescheitert – ein Opfer seines eigenen Erfolgs, vor allem ein Opfer seiner eigenen oratorischen Brillanz und einer komplexen Gefühlswelt, die keineswegs erst während seiner letzten Lebensmonate zutage getreten ist. Die vor Jahrzehnten so sehr bewunderten Vorträge und Reden zur Geschichtskultur werden vornehmlich von denen in Ehren gehalten, die sich an seine Stimme und seine Physiognomie erinnern und seine Wertewelt mit ihm teilen.¹² In der Geschichtswissenschaft und in der weiteren Geschichtskultur der Gegenwart spielen sie keine Rolle mehr.¹³

9 Otto Gerhard Oexle, *Das Andere, die Unterschiede, das Ganze. Jacques Le Goff's Bild des europäischen Mittelalters*, in: *Francia* 17/1, 1990, S. 141–158, hier S. 151–154; *Bák*, *Symbology* (wie Anm. 7); *Gussone*, *Herrschaftszeichen* (wie Anm. 7).

10 Heimpel wurde 1901 in München als Sohn eines Eisenbahningenieurs geboren, er starb 1988 in Göttingen. Habilitiert 1927 in Freiburg und dort 1931 zum Professor berufen, wechselte er 1934 nach Leipzig, 1941 an die sogenannte Reichsuniversität Straßburg und 1947 nach Göttingen. Akademiemitglied war er seit 1947. Zu seiner Biographie s. den autobiographischen Roman *Hermann Heimpel, Die halbe Violine. Eine Jugend in der Haupt- und Residenzstadt München* (1949). Frankfurt am Main 1985; In memoriam Hermann Heimpel. Gedenkfeier am 23. Juni 1989 in der Aula der Georg-August-Universität. Göttingen 1989; *Horst Fuhrmann*, *Nachruf Hermann Heimpel*, in: *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters* 45, 1989, S. 372–374; *Hartmut Boockmann*, *Der Historiker Hermann Heimpel*. Göttingen 1990; *Ders.*, *Ver-such über Hermann Heimpel*, in: *Historische Zeitschrift* 251, 1990, S. 265–282. Schriftenverzeichnis bis 1972: *Eva Geuss / Herbert Geuss*, *Veröffentlichungen von Hermann Heimpel*, in: *Festschrift für Hermann Heimpel*. 3 Bde. (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 36, 1-3). Göttingen 1972, Bd. 3, 712–731.

11 Zu Heimpels Rolle bei der Gründung des Göttinger Max-Planck-Instituts für Ge-schichte *Anne Christine Nagel*, *Im Schatten des Dritten Reichs. Mittelalterforschung in der Bundesrepublik Deutschland 1945–1970*. Göttingen 2005, S. 187–209.

12 Einflussreich waren vor allem die Sammlungen *Hermann Heimpel, Kapitulation vor der Geschichte? Gedanken zur Zeit* (1956). 3. Aufl. Göttingen 1960; *Ders.*, *Der Mensch in seiner Gegenwart*. 2. Aufl. Göttingen 1957. Vgl. *Ders.*, *Liebeserklärung an die deut-sche Universität*. Festvortrag anlässlich des 35. Fortbildungskurses für Ärzte in Regens-

Alle drei Historiker gemeinsam zu würdigen, ist schwierig. So wird jede Beschäftigung mit der deutschen Geschichtswissenschaft dieser Generationen und ihrer Vertreter durch den Umstand belastet, dass die Fachwissenschaft erst so spät damit begann, sich gründlich mit ihren Verstrickungen in das „Dritte Reich“ zu beschäftigen – ein Versäumnis, das während des Frankfurter Historikertags von 1998 zu heftigen Debatten führte.¹⁴ Äußerungen zu Historikern werden seither gerade am Ort von deren Wirken mit großer Empfindlichkeit darauf befragt, ob sie inkriminieren oder exkulpieren, ob sie den Willen aufbringen, die Handlungsspielräume der Zeitgenossen in ihr Urteil einzubeziehen und ob sie genügend Bereitschaft zum Differenzieren zwischen Graden der Verstrickung aufbringen oder nicht.

Eine weitere Schwierigkeit besteht in dem begrenzten Raum, der im Folgenden zur Verfügung steht. So verbietet es sich etwa, auch nur die akademischen Stationen, geschweige denn die Hauptwerke zu skizzieren, obwohl das doch eigentlich unverzichtbar wäre. Benötigt wird also ein Rahmen, der dazu angetan ist, Schramm, Heimpel und Heuß gemeinsam sichtbar zu machen und dabei den Blick derart zu steuern, dass die drei Forscher hinreichend charakterisiert werden können.

burg am 14.10.1965. Regensburg 1965. Postum erschienen weitere Texte: *Ders.*, Aspekte. Alte und neue Texte, hrsg. von Sabine Krüger. Göttingen 1995.

- 13 Wie oben, Anm. 4, sei auch hier auf die jüngere Einführungsliteratur sowie die Literatur zur Theorie und Geschichte der Geschichtswissenschaft verwiesen: In den vier Bänden des Oldenbourg Lehrbuch Geschichte (2004–2007) wird er nicht genannt, ebenso nicht bei *Raphael*, Geschichtswissenschaft (wie Anm. 4); *Ludolf Herbst*, Komplexität und Chaos. Grundzüge einer Theorie der Geschichte. München 2004; *Jordan*, Theorien (wie Anm. 4); *Hans-Jürgen Goertz* (Hrsg.), Geschichte. Ein Grundkurs. Reinbek bei Hamburg 1998. *Daniel*, Compendium (wie Anm. 4), zitiert ihn S. 90 am Rande. Eine Sichtung der nicht-deutschsprachigen Literatur erübrigt sich, da Heimpels Wirkung stets auf den deutschsprachigen Raum begrenzt blieb.
- 14 Vgl. die Dokumentation der Frankfurter Diskussion durch *Winfried Schulze / Otto Gerhard Oexle* (Hrsg.), Deutsche Historiker im Nationalsozialismus. Frankfurt am Main 1999. Vgl. *Hartmut Lehmann / Otto Gerhard Oexle* (Hrsg.), Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften. 2 Bde. (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 200/211). Göttingen 2004. Kurz vor dem Historikertag war erschienen *Ursula Wolf*, *Litteris et patriae*. Das Janusgesicht der Historie (Frankfurter historische Abhandlungen 37). Stuttgart 1996. Die Diskussion zu Heimpel, die dadurch angestoßen wurde, wird ersichtlich aus *Klaus P. Sommer*, Eine Frage der Perspektive? Hermann Heimpel und der Nationalsozialismus, in: Tobias Kaiser / Steffen Kaudelka / Matthias Steinbach (Hrsg.), Historisches Denken und gesellschaftlicher Wandel. Studien zur Geschichtswissenschaft zwischen Kaiserreich und deutscher Staatlichkeit. Berlin 2004, S. 199–223, und aus *Ders.*, Internet-Sammelrezension: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensio/buecher/1999/SoKI0299.htm> (8. Februar 2013). Hinzu kommt das Material, das der Jurist Hans-Erich Troje auf seiner Website an der Universität Frankfurt am Main zusammengetragen hat: <http://www.jura.uni-frankfurt.de/42892826/Heimpel#Zwei%20Vorreden> (8. Februar 2013).

Für die folgende Untersuchung wurde eine Perspektive gewählt, die die Positionierung Schramms, Heimpels und Heußens in einem charakteristischen Spannungsfeld der modernen Geschichtswissenschaft erörtert: der Spannung zwischen der von außen an die Geschichtswissenschaft herangetragenen Erwartung, historische Sinngebungsarbeit zu leisten, und der Eigenlogik der Historie als einer durch die Binnendifferenzierung der Wissenschaften entstandenen Disziplin, das heißt als einem Diskursraum von ausgeprägter Selbstreferentialität. Zur Debatte steht damit, so wird im Folgenden hoffentlich deutlich werden, das Verhältnis von Geschichtsschreibung und Geschichtsforschung im Werk der drei Historiker, mithin die Relation zwischen der vornehmlich auf narrativen Strategien beruhenden Synthetisierung historischen ‚Wissens‘ und der methodengeleiteten Analyse nach den Regeln der Fachwissenschaft.¹⁵ Denn Analyse ist das, was dem Historiker innerhalb seiner ‚Zunft‘ abverlangt wird, Sinngebung durch Synthetisierung das, was die außerwissenschaftliche Geschichtskultur zugleich von ihm erwartet. Die folgenden Ausführungen werden daher von der Fragestellung geleitet, wie sich Schramm, Heimpel und Heuß innerhalb dieses Spannungsfeldes bewegten. Mit ihrer Hilfe, so ist zu hoffen, lassen sich Charakteristika und Probleme ihres Schaffens sichtbar machen, die es ermöglichen, die in den letzten Jahren dominierende Frage nach den politischen Verstrickungen im „Zeitalter der Extreme“ für den Augenblick beiseitezuschieben, dann aber freilich mittelbar zu dieser Frage zurückzukehren – sie wird auf diese Weise verlagert von der Problematik persönlicher Schuld auf das Feld des professionellen Tuns, also auf ein Feld, das der methodengeleiteten Kontrolle besser zugänglich ist.¹⁶

Im folgenden Schritt soll daher die Situation derjenigen Disziplin geschildert werden, in der alle drei Historiker in der Zwischenkriegszeit wissenschaftlich sozialisiert wurden (II.). Wie sie sich dabei zu den Qualitätskriterien und den äußeren Anmutungen an die Historie verhielten, welche Vorlieben und welche Stärken sie dabei ausspielten, wird anschließend an der Spezifik ihres jeweiligen Profils während der Zwischenkriegszeit erörtert werden (III.). Auch wenn nur Schramm während dieser Phase bereits in Göttingen wirkte, steht diese Betrachtung der Zwischenkriegszeit in der Mitte der folgenden Ausführungen, denn hier prägten alle drei Historiker einen charakteristischen und ihr späteres Wirken prägenden Habitus aus. Auf eine Skizze ihrer Göttinger Schaffensphase (IV.) folgen letztlich einige wenige Bemerkungen zum Thema

15 Dieser Ansatz liegt bereits zugrunde *Rexroth*, *Geschichte erforschen* (wie Anm. 6).

16 *Eric Hobsbawm*, *Das Zeitalter der Extreme*. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts. 6. Aufl. München 2003. Eine skizzenhafte Bestimmung von Schramms und von Heimpels Haltung zum Nationalsozialismus nahm vor *Klaus Schreiner*, „Wissenschaft unter politischer Führung“. Von der Wissenschaftsfreiheit in der Weimarer Republik zur Wissenschaftsideologie im Dritten Reich, in: Rainer A. Müller / Rainer Christoph Schwinges (Hrsg.), *Wissenschaftsfreiheit in Vergangenheit und Gegenwart*. Basel 2008, S. 93–183, hier S. 164–168.

„Göttingen und die Geschichtswissenschaft in der Ära Schramm-Heimpel-Heuß“ (V.)

II. Analysieren oder Sinn stiften?

Identität und ‚Image‘ der Historie seit dem 19. Jahrhundert

Der Aufschwung der Historie – unter ihr wird im Folgenden durchweg die *Wissenschaft* von der Geschichte verstanden – ist eines von vielen Resultaten aus der Neukonzeption von Wissenschaft als Forschung während des ‚langen‘ 19. Jahrhunderts.¹⁷ Zahlreiche Disziplinen, die im Zuge der Binnendifferenzierung der Wissenschaften entstanden sind, folgten der Gedankenwelt des Historismus und betrachteten es als ihre genuine Aufgabe, die Erkenntnis ihres Gegenstands im Verstehen von dessen geschichtlichem Gewordensein zu suchen. Hierdurch gelangte die Geschichtswissenschaft innerhalb der Disziplinen, die man – durchaus anachronistisch – als historische Kulturwissenschaften bezeichnen könnte, in die Situation einer Leitwissenschaft. Das beachtliche Selbstbewusstsein, das ihre Vertreter ausprägten, gründete dabei nur vordergründig in der Dignität ihrer Gegenstände ‚Volk‘, ‚Nation‘ oder ‚Staat‘; als entscheidend galt den Historikern seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vielmehr die Handhabung der historischen Methode, das Erfordernis, dass nur noch solches Wissen über die Vergangenheit als wissenschaftliches Wissen gelten konnte, das auf methodisch gesicherten Wegen unter Berücksichtigung alles einschlägigen Materials erbracht worden war.

Eine wesentliche Funktion der neuen disziplinären Institutionen bestand darin, diese neue Sonderform der Geschichtskultur streng von denjenigen Erinnerungskulturen abzugrenzen, die ja gleichfalls noch im Raum standen: auf der einen Seite von der Poesie und der fiktionalen Literatur, auf der anderen von der Aufklärungshistorie und, damit verbunden, von der idealistischen Geschichtsphilosophie. Beide Abgrenzungen sind für das Selbstverständnis der jungen Wissenschaft geradezu konstitutiv. Wie vielgestaltig die Historie in ihrem Inneren auch war, ihre Vertreter waren sich darin einig, dass sie weder Poeten noch Philosophen sein wollten.¹⁸

Den Weg, auf dem die Historie ein besser abgesichertes Wissen von der Vergangenheit erlangte, erklärten ihre Vertreter in der Generation nach Ranke zu einer genuin deutschen Tugend: das im Inneren der jungen akademischen

17 *Wolfgang Hardtwig*, *Geschichtskultur und Wissenschaft*. München 1990; *Ulrich Muhlack*, *Geschichtsschreibung als Geschichtswissenschaft*, in: Wolfgang Küttler / Jörn Rüsen / Ernst Schulz (Hrsg.), *Geschichtsdiskurs. Die Epoche der Historisierung*. Frankfurt am Main 1997, S. 67–79.

18 *Daniel Fulda*, *Wissenschaft aus Kunst. Die Entstehung der modernen deutschen Geschichtsschreibung 1760–1860*. Berlin, New York 1996. *Hardtwig*, *Geschichtskultur* (wie Anm. 17).

Disziplin betriebene Forschen. Der idealtypische Ausdruck dieser Praxis war die analytisch vorgehende historische Studie, die Arbeit an Einzelproblemen und ihrer quellenkritischen Grundlage im Rahmen von Aufsätzen, Dissertationen oder anderen Monographien. Als hohe Schule dieser Kunst galten die *Monumenta Germaniae Historica*, wo akribische Quellenarbeit im Dienst am großen nationalen Geschichtsunternehmen betrieben wurde.¹⁹ Im Folgenden ist dieser Typus von Publikation gemeint, wenn von *Geschichtsforschung* die Rede ist. Er ist wiederum abzugrenzen vom Projekt der synthetisierenden, auf die Darstellung historischen Wandels zielenden *Geschichtsschreibung*. ‚Geschichtsforschung‘ meint das Alltagsgeschäft des Historikers, das Verfertigen von Studien, denen eine eingegrenzte Fragestellung und ein begrenztes empirisches Material zugrunde liegen. Der Begriff beschreibt eine Praxis, die ihren Wert durch den Bezug auf den disziplinären Diskurs, dessen Rationalitätskriterien und Formationen (den Forschungsstand, die Kontroverse, die Desiderata) erhält. ‚Geschichtsforschung‘ zeichnet sich damit durch das besagte hohe Maß an disziplinärer Selbstreferentialität aus.

‚Geschichtsschreibung‘ meint dagegen die synthetisierende Schilderung historischer Abläufe von erheblicher Dauer mit – im Wesentlichen – erzählerischen Mitteln. Sie wird innerhalb der Historie ebenfalls traditionell betrieben, ja lange Zeit folgte man der Denkform, dass Geschichtsschreibung etwas für das Ende einer akademischen Karriere ist, wenn man als Forscher erfolgreich gewesen ist, flächige Ergebnisse erbracht hat und sich dem würdigen Geschäft der Gesamtschau zuwenden kann.²⁰ Hinter dieser Denkform, die die Geschichtsschreibung von der –forschung abhängig macht, steht zu einem nicht zu unterschätzenden Teil das Misstrauen gegenüber der methodischen Unkontrollierbarkeit der Erzählung, des narrativen Moments, ohne das Historiographie auch unter den Bedingungen der wissenschaftlichen Historie nicht auskommen kann.²¹

19 Programmatisch die Leitlinien, die sich die Historische Zeitschrift bei ihrem Erscheinen (1, 1859) selbst vorgab. S. die Beiträge von *Heinrich von Sybel* (S. III-V), *Wilhelm Giesebrecht* (S. 1-17) und *Georg Waitz* (u.d.T. „Falsche Richtungen“, S. 17-28).

20 Als Hans-Ulrich Wehler (geb. 1931) Mitte der 1980er Jahre in Göttingen über seinen Plan einer „Deutschen Gesellschaftsgeschichte“ vortrug, meldete sich Alfred Heuß zu Wort und riet ihm von der sofortigen Realisation dieses Plans mit der Begründung ab, er sei für diese Aufgabe noch zu jung (mündliche Information Wehlers am 1. Juli 2010). Heuß sah andererseits deutlich, dass die Ausrichtung der Geschichtswissenschaft, für die Wehler stand, mit dem Projekt der Geschichtsschreibung nicht viel anzufangen wusste. Heuß, *Geschichtsschreibung* (wie Anm. 6), S. 2285: „In unserem sich mit einem z. T. verblasenen Wissenschaftsbegriff spreizenden Zeitalter scheinen manche Leute es für fein zu halten, die Geschichtsschreibung als eine obsolete und subalterne Angelegenheit anzusehen und sich einzubilden, Überlegungen über Geschichte, gegen deren Legitimität natürlich nicht das geringste einzuwenden ist, könnten die historische Darstellung nicht nur ersetzen, sondern nähmen auch einen höheren Rang ein.“

21 *Frank Rexroth*, *Meistererzählungen und die Praxis der Geschichtsschreibung*. Eine Skizze zur Einführung, in: Ders. (Hrsg.), *Meistererzählungen vom Mittelalter*. Epo-

Doch mit dieser Konzentration der wissenschaftlichen Energien auf die Forschung tat sich eine Kluft auf zwischen dem, was die Historiker in der Hauptsache betrieben, und dem, was ihre Umwelt von ihnen erwartete. Denn im Hinblick auf das gebildete Bürgertum übernahm die Historie in den Jahrzehnten nach 1850 die Rolle eines „ideologischen Auffanglagers“ (W. J. Mommsen) für diejenigen, die mit dem Niedergang der traditionellen Metaphysik und der klassischen Geschichtsphilosophie nach einer neuen Welterklärungs- und Sinngebungsinstanz suchten. Historisch zu denken, wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – in den Worten Karl Löwiths – „zur ‚letzten Religion‘ der Gebildeten.“²² Plausible Antworten auf große Fragen wurden verlangt, so dass sich die Schere zwischen der Selbstwahrnehmung der Historiker und der Fremderwartung an diese öffnete. Gerade die Geschichtsschreibung geriet dadurch in eine unbequeme Nähe zu den Vergangenheitskulturen, von denen sich die Historie abgrenzen wollte. Denn die Bedürfnisse nach geschichtsphilosophischer Deutung der Wirklichkeit bestanden in der gebildeten Leserschaft fort – der Bedarf an holistischen Geschichtsinterpretationen war allenthalben spürbar, und literarisch anspruchsvolle Unterhaltung wollte das potentielle Publikum der Historiker ohnehin geboten bekommen.²³ Zur Debatte stand daher dort, wo dieser Bedarf spürbar wurde, die Relation der Historie zu ihrer außerwissenschaftlichen Umwelt.

Weil die professionalisierte, sich als forschende Wissenschaft nach Innen organisierende Historie diese außerwissenschaftlichen Bedürfnisse nicht mehr befriedigte, entstanden noch im 19. Jahrhundert andere Publikationsarten, die von vornherein für einen weiteren Markt gedacht waren. Dichtung und Historiendramen blieben beim lesenden Publikum eine wesentliche Quelle histo-

chenimaginationen und Verlaufsmuster in der Praxis mediävistischer Disziplinen (Historische Zeitschrift Beihefte N.F 46). München 2007, S. 1–22; *Ders.*, Das Mittelalter und die Moderne in den Meistererzählungen der historischen Wissenschaften, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 38, 2008, S. 12–31. Wo man an dieser Sichtweise festhält, sprechen Historiker noch im 20. Jahrhundert von der synthetisierenden Aufbereitung des historischen Wissens wie von einer letztlich einzulösenden Aufgabe: Eines Tages würden die Detailforschungen abgeschlossen sein. Zu dieser Denkweise bekannte sich etwa der Cambridger Historiker J. J. Bury 1902, zit. bei *Alan Megill*, Grand Narrative and the Discipline of History, in: Frank Ankersmit / Hans Kellner (Hrsg.), A New Philosophy of History. Chicago 1995, S. 151–173, hier S. 159. Vgl. *Peter Novick*, That Noble Dream. The „Objectivity Question“ and the American Historical Profession. Cambridge et al. 1988.

22 *Wolfgang J. Mommsen*, Die Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus. 2. Aufl. Düsseldorf 1972, S. 13f.

23 Wie sich das „Bedürfnis nach sinnstiftender Ordnung“ auch nach dem Ende der idealistischen Geschichtsphilosophie in ganz unterschiedlichen Kontexten (historischer Materialismus, Idealismus, Kulturkritik) niederschlug, zeigt *Johannes Heißen*, Historismus und Kulturkritik. Studien zur deutschen Geschichtskultur im späten 19. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 195). Göttingen 2003, das Zitat ebd., S. 35.

rischer Unterweisung²⁴. Schon zu Rankes Zeiten hatte es historische Darstellungen gegeben, die noch publikumswirksamer waren als die Werke dieses – gemessen an späteren Zuständen recht auflagenstarken – Autors.²⁵ So entstand im ausgehenden 19. Jahrhundert ein Markt für vielfältige Ausprägungen historischer Sinngebungsliteratur.²⁶ Diese machte mit ihren unterschiedlichen Formaten eine breite Leserschaft auf sich aufmerksam: mit geschichtsphilosophischen Weltdeutungen und thesenhaften Deutungen der Geschichte ‚an sich‘, mit Memoirenwerken, literarisch ansprechenden Biographien sowie Epochen-darstellungen, die bewusst in Abwendung von gängigen wissenschaftlichen Periodisierungsschemata verfasst worden waren. Solche Literatur inszenierte sich häufig als Antipode der professionellen Geschichtsschreibung, indem sie das Schwanken der Historikerzunft zwischen ausgeprägtem Selbstbewusstsein und freiwilliger Selbstbescheidung in der Außenwirkung anprangerte und damit gängige Muster von Expertenkritik abrief. „Der alte und der neue Glaube“ von David Friedrich Strauß (1872) und Julius Langbehn „Rembrandt als Erzieher“ (1890) wurden weithin rezipiert, Werner Sombarts Pamphlet „Händler und Helden“ (1915) und Spenglers „Untergang des Abendlandes“ (1918/1922) wären hinzuzuzählen. Dessen erster Satz („In diesem Buche wird zum erstenmal der Versuch gewagt, Geschichte vorauszubestimmen“) imponierte zigtausenden lesender Laien, Berufshistoriker sahen darin überwiegend einen „monumentalen Snobismus“.²⁷ Die politische Tendenz jener außerwissenschaftlichen Sinngebungsliteratur deckte ein weites Spektrum ab; Werke wie Paul Ludwig Landsbergs „Die Welt des Mittelalters und wir“ (1922) und Alfred Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts“ (1930) gehörten ebenso dazu wie Erich von Kahlers Monumentalwerk über den „deutsche[n] Charak-

24 *Ernst Schulin*, Zeitgemäße Historie um 1870. Zu Nietzsche, Burckhardt und zum „Historismus“, in: *Historische Zeitschrift* 281, 2005, S. 33–58, hier S. 49f.

25 *Wolfgang Hardtwig*, Geschichte für Leser. Populäre Geschichtsschreibung in Deutschland im 20. Jahrhundert, in: Ders. / Erhard Schütz (Hrsg.), *Geschichte für Leser. Populäre Geschichtsschreibung in Deutschland im 20. Jahrhundert*. Stuttgart 2005, S. 11–32. S. 14 nennt Hardtwig Franz Kugler, Christoph Friedrich Schlosser und Karl von Rotteck.

26 *Hardtwig*, *Geschichte* (wie Anm. 25), spricht von „populärer Geschichtsschreibung“. Nähe zu bzw. Abgrenzung vom Konzept der „Weltanschauungsliteratur“ und die Beziehungen zur Tradition der „Kulturkritik“ wären zu erörtern. *Horst Thomé*, *Weltanschauungsliteratur. Vorüberlegungen zu Funktion und Texttyp*, in: Lutz Danneberg (Hrsg.), *Wissen in Literatur im 19. Jahrhundert*. Tübingen 2002, S. 338–380; *Georg Bollenbeck*, *Eine Geschichte der Kulturkritik. Von J. J. Rousseau bis G. Anders*. München 2007.

27 *Oswald Spengler*, *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte* (1918/1922). Neuausg. München 1998, S. 3; *Hermann Heimpel*, *Deutschlands Mittelalter, Deutschlands Schicksal. Zwei Reden* (Freiburger Universitätsreden 12). Freiburg 1933, S. 6.

ter in der Geschichte Europas“ (1937), auf das Thomas Mann im amerikanischen Exil zurückgreifen sollte.²⁸

Die Reaktion der Historiker auf das, was sich abseits ihrer eigenen Profession da abspielte, war nicht nur vom individuellen Temperament abhängig, sondern auch von der jeweiligen Generationenzugehörigkeit. Man kann sich wohl kaum einen Theodor Mommsen vorstellen, der sich von solcherlei publikumswirksamen Schrifttum Anregungen versprochen hätte, und mit Bezug auf den 1927 gestorbenen Georg von Below hat man vom „Dilettantismus-Ekel des Fachgelehrten“ gesprochen, der diesem „zur zweiten Natur“ geworden sei.²⁹ Bemerkenswert war die Kampagne der Historischen Zeitschrift gegen die Hervorbringungen der sogenannten „historischen Belletristik“ am Ende der 1920er Jahre: Die zünftischen Historiker wetterten gegen die angeblichen handwerklichen Schwächen in den Erfolgsbüchern etwa eines Emil Ludwig, vermengten ihre Kritik aber bezeichnenderweise mit Anwürfen gegen die „demokratisierenden Tendenzen“, die sie diesen Werken unterstellten.³⁰ Doch zu diesem Zeitpunkt hatte sich der politische Diskurs selbst bei den Feinden der jungen Republik schon auf folgenreiche Weise weiterentwickelt:

28 *Hans Rudolf Vaaget*, Erich Kahler, Thomas Mann und Deutschland. Eine Miscelle zum „Doktor Faustus“, in: Richard Fisher (Hrsg.), *Ethik und Ästhetik. Werke und Werte in der Literatur vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*. Frankfurt am Main 1995, S. 509–518. Die hier vorgenommene idealtypische Gegenüberstellung von professionellen Schriften und solchen, die dem außerdisziplinären literarischen Markt angehören, soll selbstverständlich nicht suggerieren, dass es keine „populäre Geschichtsschreibung“ aus der Feder von Berufshistorikern gäbe. Doch jenseits dieser fließenden Übergänge ist es bezeichnend für die Selbstsituierung der Historie, dass ihren Vertretern insbesondere seit den 1920er Jahren die Grenzziehung zum außerprofessionellen Geschehen ein wichtiges identitätsstiftendes Anliegen war. Auf der anderen Seite präsentierten sich die Autoren der populären Geschichtsschreibung, etwa Spengler oder Emil Ludwig, als aggressive Kritiker der historischen Zunft und übten dabei wohlfeile Expertenkritik. *Hardtwig*, *Geschichte* (wie Anm. 25). Zur Auseinandersetzung um die „Historische Belletristik“ s. bei Anm. 30.

29 *Hans Cymorek*, Georg von Below und die deutsche Geschichtswissenschaft um 1900 (*Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* Beih. 142). Stuttgart 1998, S. 307.

30 *Historische Belletristik*. Ein kritischer Literaturbericht. München, Berlin 1929. In Verteidigung der Verfasser „historischer Belletristik“ schlug zurück: *Carl von Ossietzky*, Die Historiker sind ernstlich böse, in: *Die Weltbühne* 24, 1928, S. 877–879. Vgl. *Eberhard Kolb*, „Die Historiker sind ernstlich böse“. Der Streit um die „Historische Belletristik“ in Weimar-Deutschland, in: Ders., *Umbrüche deutscher Geschichte. 1866/71 – 1918/19 – 1929/33*. München 1993, S. 311–329; *Christoph Gradmann*, *Historische Belletristik. Populäre historische Biographien in der Weimarer Republik* (*Campus historische Studien* 10). Frankfurt am Main, New York 1993. Zur Abgrenzung und zu den Übergängen *Hardtwig*, *Geschichte* (wie Anm. 25). Eine vergleichbare Aktion hatte zuvor dazu geführt, dass ein Heft einer prominenten philosophischen Zeitschrift ganz auf Spenglers „Untergang“ verwendet worden war: *Logos* 9, 2. Lief. (1920/21), S. 133–295. Siehe zu seinem Zweck das Geleitwort S. 133f.

Die Vertreter jüngerer Generationen in der Geschichtswissenschaft dachten in der veränderten Atmosphäre der 1920er und 1930er Jahre anders über die gesellschaftlichen Aufgaben der Historie nach. Das Spannungsverhältnis von Geschichtsforschung und -erzählung, von disziplinärer Selbstreferenz und politischer Sinngebung, stand aufs Neue zur Debatte.

III. Drei Generationen: Schramm, Heimpel und Heuß in der Zwischenkriegszeit

Die Männer der Zwischenkriegszeit nach Generationenzugehörigkeit zu gliedern, ist nicht nur ein in der zeithistorischen Forschung etabliertes Verfahren, sondern zugleich eine Formation des politischen Diskurses während der Zwischenkriegszeit selbst.³¹ Unterschieden wurde dann etwa, so in dem Erfolgsbuch Ernst Günther Gründels über „Die Sendung der Jungen Generation“ von 1932, zwischen einer „jungen Frontgeneration“ der zwischen 1890 und ca. 1900 Geborenen, einer „Kriegsjugendgeneration“ der zwischen 1900 und ca. 1910 Geborenen und einer „Nachkriegsgeneration“ der nach 1910 Geborenen.³² Die Weltsicht der „jungen Frontgeneration“ wurde dabei darauf zurückgeführt, dass ihre männlichen Angehörigen, die als noch unfertige Männer in den Krieg geschickt worden seien, die „eigentlichen Träger des Kriegs- oder Fronterlebnisses“ wurden und nach ihrer Rückkehr ins zivile Leben mit der Normalität des bürgerlichen Alltags und der Konkurrenz der jüngeren

31 *Björn Bohnenkamp / Till Manning / Eva-Maria Silies* (Hrsg.), *Generation als Erzählung. Neue Perspektiven auf ein kulturelles Deutungsmuster* (Göttinger Studien zur Generationsforschung 1). Göttingen 2009; *Ulrike Jureit*, *Generationenforschung*. Göttingen 2006; *Jürgen Reulecke* (Hrsg.), *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert* (Schriften des Historischen Kollegs – Kolloquien 58). München 2003; *Ernst Schulin*, *Weltkriegserfahrung und Historikerreaktion*, in: Wolfgang Küttler (Hrsg.), *Geschichtsdiskurs, Bd. 4: Krisenbewußtsein, Katastrophenerfahrungen und Innovationen 1880-1945*. Frankfurt am Main 1997, S. 165–188. Auf dieser Basis, kombiniert mit Ludwik Flecks Konzept von „Denkstilen“, beruht die grundlegende Studie zur deutschen historischen Mittelalterforschung von *Nagel*, *Schatten* (wie Anm. 11).

32 *Ernst Günther Gründel*, *Die Sendung der jungen Generation. Versuch einer umfassenden revolutionären Sinndeutung der Krise*. München 1932. Vgl. zu diesem Werk auch *Ulrich Herbert*, *Generation der Sachlichkeit. Die völkische Studentenbewegung der frühen zwanziger Jahre*, in: Ders., *Arbeit, Volkstum, Weltanschauung. Über Fremde und Deutsche im 20. Jahrhundert*. Frankfurt am Main 1995, S. 31–58, hier S. 31–33; ebd., S. 235 Anm. 5, weitere Arbeiten dieser Art; *Schulin*, *Weltkriegserfahrung* (wie Anm. 31), S. 179; *Daniel Siemens*, *Kühle Romantiker. Zum Geschichtsverständnis der „jungen Generation“ in der Weimarer Republik*, in: Martin Baumeister / Moritz Föllmer / Philipp Müller (Hrsg.), *Die Kunst der Geschichte. Historiographie, Ästhetik, Erzählung*. Göttingen 2009, S. 189–214; ebd., S. 192, die spärlichen biographischen Informationen, die von Gründel bekannt sind.

Brüder nicht zurechtkamen.³³ Der „Nachkriegsgeneration“ habe dagegen zur Entwicklung eigener Standpunkte das entscheidende Erlebnis des Krieges gefehlt, ihre ersten Eindrücke seien „der Umsturz, die beginnenden Inflationsjahre und eine verbreitete und vielfach in bloßem Wanderbetrieb verflachte Jugendbewegung“ gewesen – ihrer Gegenwart stünden sie „weder bejahend noch ablehnend“ gegenüber, „sondern lediglich selbstverständlich.“³⁴ Als die für die Zukunft entscheidende Kohorte betrachtete der 1903 geborene Gründel seine eigene, die „Kriegsjugendgeneration“, deren Kindheit vom Kriegserlebnis zu Hause geprägt worden sei. In der entscheidenden Phase ihrer Sozialisation hätten sie sich nicht an männlichen Vorbildern orientieren können – als sie halbwüchsig waren, kämpften ihre Väter an der Front.³⁵ Doch gerade wegen dieser Situation sprach Gründel dieser Generation „die ungewöhnlich frühe Erschließung der Kindesseele für das große Ganze, für völkische, gesellschaftliche und schließlich auch internationale Belange und für das kollektive Erleben überhaupt“ zu.³⁶

Das Spannungsfeld, in das sich diejenigen jungen Männer begaben, die nach dem Krieg ein Studium der Geschichte aufnahmen, wurde damit von einigen konkurrierenden Impulsen genährt, die zugleich ihre Denkstile prägten: Sie lernten eine Disziplin kennen, die ihre Qualitätskriterien aus ihrer großen Vergangenheit bezog und ihrem Nachwuchs nach wie vor abverlangte, sich in der Handhabung eines methodischen Handwerks als ‚echte‘ Historiker zu erweisen. Sie erfuhren dabei, dass die tonangebenden Größen ihrer ‚Zunft‘ die äußeren Erwartungen an die Historie als Sinngebungs-Instanz entweder ignorierten oder ihnen doch recht hilflos gegenüberstanden.³⁷

Aus dieser Spannung heraus entstand ein neues Imaginarium der Fachwissenschaft: Die „Jungen“ der Zunft grenzten sich demonstrativ von der Traditi-

33 Gründel, *Sendung* (wie Anm. 32), S. 24–31, das Zitat S. 25.

34 Ebd., S. 43 u. 48.

35 Ebd., S. 31–35, das Zitat S. 32. Heimpel erinnerte sich später daran, 1918 von Fremden auf den Münchener Straßen so kategorisiert worden zu sein. In seinem autobiographischen Roman erzählt er, dass in seiner Heimatstadt München und mehr noch auf dem Land während der letzten Kriegsmonate „die Achtzehnjährigen“ der Gegenstand der allgemeinen Empörung gewesen seien: „Ja, die Achtzehnjährigen. Sie waren, soweit sie nicht an der Grippe gestorben waren, einfach an allem schuld. Entweder waren sie jung und hatten also nichts mitgemacht, oder sie waren frech, denn ihre Väter waren im Feld gewesen, und drum gehörte es ihnen jetzt nachträglich hinter die Ohren. [...] Sie waren ja auch übel und ließen sich die Haare über die Ohren wachsen. ‚Denen fehlt das Militär‘, hieß es dann bald, zumal auf dem Land.“ Heimpel, *Halbe Violine* (wie Anm. 10), S. 289.

36 Gründel, *Sendung* (wie Anm. 32), S. 32.

37 S. oben bei Anm. 29f. „Mein innerstes Empfinden wandelt sich nicht“, schrieb 1925 Erich Marcks, „kann es sich in veränderter Welt aussprechen? Es ist ein Berg, über den es schwer ist hinwegzukommen.“ Karl Stählin, Erich Marcks zum Gedächtnis, in: *Historische Zeitschrift* 160, 1939, S. 496–533, das Zitat S. 512f. Mehr dazu bei Schulin, *Weltkriegserfahrung* (wie Anm. 31), S. 172f.

on der Lehrer ab: Zur Leitvokabel der Abgrenzung wurde der „Positivist“, das „Geheimrätliche“ der Historikerzunft sollte aufgegeben werden. „Jung“ zu sein bzw. zur „jungen Generation“ zu gehören, war verbunden mit Hoffnungsträgerschaft und der Aussicht auf eine neue Positionsbestimmung der Wissenschaft gegenüber ihrer Umwelt. Im Inneren der Historie wurden die Stimmen derjenigen lauter vernehmbar, die forderten, dass es eine Form der Geschichtswissenschaft geben müsse, die eine auch von außen einsehbare gesellschaftliche Relevanz besitzt. Prägend wirkte dabei die im Krieg gewachsene Vorstellung, dass es Mentalitäten und Gefühlslagen gebe, die kollektiv und generationenspezifisch wirksam seien. Johan Huizingas Buch über den „Herbst des Mittelalters“ (1919, dt. 1924) nährte diese Sicht aus einer kulturgeschichtlichen Perspektive und band die Aufmerksamkeit der Zwanzigjährigen an sich – sich mit Themen wie dem „Geist“ des ausgehenden Mittelalters, mit Dante oder der Renaissance zu beschäftigen, galt bald als ein typisches Metier der „Jungen“.³⁸ Immer häufiger konnte man während der 1920er Jahre etwa in der Historischen Zeitschrift davon lesen, dass eine neue Zeit gekommen sei und dass man sich die mutigen Zugriffe auf das Ganze, zumal auf „völkische“ Fragen, von den Jungen erhoffe.³⁹

Von der Jugend und ihrer Hoffnungsträgerschaft war fortan immer häufiger die Rede. Der Kultusminister Carl Heinrich Becker bekundete 1927, dass er den „Wandel des historischen Bewußtseins“, der sich im „Fühlen der aufsteigenden Generation“ dokumentierte, „für nur zu berechtigt“ hielt.⁴⁰ Nietzscheaner und natürlich die Autoren aus dem Kreis um Stefan George schrie-

38 So zum Beispiel im Freiburger Umkreis Heimpels *Rudolf Stadelmann*, Vom Geist des ausgehenden Mittelalters. Studien zur Geschichte der Weltanschauung von Nicolaus Cusanus bis Sebastian Franck. Halle 1929. Dazu *Hermann Heimpel*, Rudolf Stadelmann und die deutsche Geschichtswissenschaft, in: HZ 172, 1951, S. 285–307; *Rexroth*, Geschichte schreiben (wie Anm. 15), S. 127. Gerhard Ritter zeigte sich besorgt über die Wirkung, die von Huizingas Buch gerade wegen seiner sprachlichen Virtuosität auf die junge Historikergeneration ausging; *Christoph Strupp*, Johan Huizinga. Geschichtswissenschaft als Kulturgeschichte. Göttingen 2000, S. 144 m. Anm. 98. Zur Bedeutung von Mittelalterstudien in dieser Atmosphäre vgl. *Otto Gerhard Oexle*, Das Mittelalter und das Unbehagen an der Moderne. Mittelalterbeschwörungen in der Weimarer Republik und danach (1992), in: Ders., Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus. Studien zu Problemgeschichten der Moderne (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 116). Göttingen 1996, S. 137–162 u. 278–289; *Ders.*, Das Mittelalter als Waffe. Ernst H. Kantorowicz’ „Kaiser Friedrich der Zweite“ in den politischen Kontroversen der Weimarer Republik, ebd., S. 163–215 u. 289–302; *Ders.*, Die Moderne und ihr Mittelalter. Eine folgenreiche Problemgeschichte, in: Peter Segl (Hrsg.), Mittelalter und Moderne. Entdeckung und Rekonstruktion der mittelalterlichen Welt. Sigmaringen 1997, S. 307–364.

39 *Rexroth*, Geschichte erforschen (wie Anm. 6), S. 122–133.

40 *Carl Heinrich Becker*, Der Wandel im geschichtlichen Bewußtsein, in: Neue Rundschau 38,1, 1927, S. 113–121, das Zitat S. 121. Heuß erinnerte sich an diese Aussage, als er einen Nachruf auf seinen Lehrer Berve verfasste: *Alfred Heuß*, Nekrolog Helmut Berve (1980), in: Ders., Gesammelte Schriften (wie Anm. 3), Bd. 1, S. 758–767, hier S. 762.

ben ähnliches. Für den Höhepunkt dieser Anmutungen gerade an die Kriegsjugendgeneration sorgten freilich die Nationalsozialisten, die den Umbau der deutschen Geschichtswissenschaft vollends als eine Stabübergabe an die Jungen inszenierten und die die älteren Fachvertreter ihre Verachtung spüren ließen: Sie stigmatisierten sie als *graeculi*, das heißt als Weichlinge, die vor lauter Intellekt nicht mehr zur Tat fanden, und als Stehkragen-Gelehrten mit antiquierten Wertvorstellungen.⁴¹

Sowohl Schramm als auch Heimpel und Heuß bewegten sich in der Frühphase ihrer akademischen Karriere in diesem Kräftefeld und wurden, bedingt durch ihre unterschiedliche Generationenzugehörigkeit, in unterschiedlicher Weise von ihm ergriffen. Für Heimpels Selbstverständnis war es von zentraler Bedeutung, jener Kriegsjugend anzugehören. Entsprechend wollte er in der Nachkriegszeit etwa seinen autobiographischen Roman „Die halbe Violine“ unbedingt als ein „Generationen“-Dokument verstanden wissen – er versuchte, im Fachorgan der Historiker eine entsprechende Rezension zu lancieren, die diese Zuordnung vorgenommen hätte.⁴² Heuß verrät in den Erinnerungen an seine akademischen Lehrer und seine eigene Studien- und Ausbildungszeit viel Sinn für die Spannung zwischen den traditional geprägten Organisationsformen, in die er eintrat, und den großen Hoffnungen, die sich in deren Innerem auf die Jungen richteten. Er, der 1909 Geborene, wäre wohl eher der Nachkriegsgeneration zuzurechnen, insofern er bereits in seinem – gerade einmal 13 Jahre älteren – Lehrer Helmut Berve die Spannung zwischen ‚jung‘ und ‚alt‘ ausgetragen sah; er musste das Eis nicht selber brechen, sondern bewegte sich in der Auseinandersetzung mit der Fachwissenschaft im Kielwas-

41 In ihrem 153. Jahrgang von 1936 erscheint die Historische Zeitschrift erstmals unter neuer Herausgeberschaft als nationalsozialistisch gleichgeschaltetes Organ. Der von den Nationalsozialisten erwünschte Generationenwechsel ist dabei ein besonders wichtiges Anliegen. So etwa der neue Herausgeber *Karl Alexander von Müller* in seinem Geleitwort über die „neue Jugend“: „Wir haben den Willen, gerade dieser Jugend unserer Wissenschaft die Tore der ‚Historischen Zeitschrift‘ weit zu öffnen“; ebd., S. 4. Vgl. die Klagen ebd., S. 3, über die Arbeiten der Vergangenheit, die erdrückende Stoffmassen aufgehäuft hätten, „ohne daß ihnen die Kraft einer ordnenden Weltanschauung mehr die Waage“ gehalten habe. Sprechend auch *Walter Frank*, *Zunft und Nation*, ebd., S. 6–23, dort S. 17: „In einem Zeitalter, wo die parlamentarischen Gerontokratien großer Länder unter dem Anprall junger Führer zusammenstürzten, wo Vierzigjährige die oberste Gewalt großer Reiche mit genialer Hand ergriffen, wo Fünfunddreißig- bis Vierzigjährige die obersten Ämter der Regierung mit Erfolg verwalteten, wäre es ein Widersinn gewesen, die Historischen Kommissionen so wie bisher als ein Monopol der Sechzigjährigen bestehen zu lassen.“ Der Frank'sche Beitrag gibt einen guten Eindruck von der unverhüllten Brutalität und dem Droh-Potential, mit der die Verheißung einer neuen Zeit angereichert war. Signalwirkung hatte auch die Aufnahme der Beiträge von *Kleo Pleyer* (geb. 1898) in diesen Band (bezeichnend auch, dass er sich mit der Reformation ein provozierend intensiv beackertes Feld wählte), sowie von *Ernst Anrich* (geb. 1906).

42 *Nagel*, Schatten (wie Anm. 11), S. 97 m. Anm. 17.

ser des Älteren.⁴³ Schramm kultivierte seine Zugehörigkeit zur jungen Kriegsteilnehmergeneration zeit seines Lebens, indem er ein ostentativ militärisches Moment in seine akademischen Verhaltensweisen hineintrug.⁴⁴

Schramm, der sich kurz nach seiner Einschreibung an der Universität Freiburg 1914 freiwillig verpflichtet und die gesamte Kriegszeit in Uniform verbracht hatte, konnte erst nach der deutschen Niederlage in Hamburg, Marburg, München und Heidelberg bis zur Promotion von 1921 bei Karl Hampe studieren. Entscheidende Impulse hatte er allerdings schon zu Hamburger Schülerzeiten durch den großen Kunstwissenschaftler Aby Warburg erhalten, der in seiner Heimatstadt lebte und mit Schramms Familie bekannt war.⁴⁵ Seine spätere methodisch-thematische Ausrichtung, vor allem seine Art des Umgangs mit nicht-sprachlichen Artefakten, kann man nur im Rückgriff auf Warburg verstehen. Mochte Schramm schon als Schüler durch das Lektüreerlebnis von Karl Hampes „Deutscher Kaisergeschichte“ dazu angeregt worden sein, in der Geschichte der mittelalterlichen Kaiser und Päpste das mediävistische Thema seines Lebens gefunden haben, gab er dieser inhaltlich nicht gerade bilderstürmerischen Ausrichtung doch eine höchst originelle Wendung.

Heimpel, der sich nach Ende des Krieges kurzfristig dem Freikorps Epp bei dessen Kampagne im Ruhrgebiet angeschlossen hatte, hörte seit dem Sommersemester 1921 in seiner Heimatstadt München Geschichte, ließ sich stark beeindruckt von dem Extraordinarius Siegmund Hellmann, einem zum Christentum konvertierten Juden, und mehr noch von Rudolf von Heckel, dem Vertreter der Historischen Hilfswissenschaften.⁴⁶ Dessen Übungen bescherten ihm das, was Schramm schon in den Räumen der Hamburger Privatbibliothek Aby Warburgs erfahren hatte: die erste Tuchföhlung mit der Praxis der Forschung. Entscheidend für Heimpel war dabei die Schulmäßigkeit dieser Ausbildung in der Tradition der Fachdisziplin, wobei ihn gerade das Haptische im Umgang mit Ungedrucktem ansprach, das Handfeste der historisch-hilfswissenschaftlichen Tätigkeit. Bei Schramm dagegen stand das Aufspüren des historisch Relevanten in Artefakten, mit denen sich Historiker nur selten beschäftigten, im Vordergrund, und dies programmatisch ohne jeden Respekt vor den kanonischen Fächergrenzen, im Zugriff auf Geschriebenes und Gemaltes, auf Buchillustrationen, Münzen, Siegel und lateinische Lyrik genauso wie auf die Chronik und das Annalenwerk. Suchte Heimpel zunächst entschieden die Bindung an die ‚Zunft‘ und ihre ‚handwerkliche‘ Dimension, so nahm Schramm als junger Mann eine eigene Position ein, die vom selbst ge-

43 S. dazu unten, bei Anm. 47.

44 S. dazu unten, bei Anm. 60.

45 *Thimme*, Schramm (wie Anm. 5), S. 44–51, 69–72.

46 Selten habe er „einen Mann so heiß, so scheu und ohne Möglichkeit eines späteren Vergessens so geliebt wie diesen Vertreter der Historischen Hilfswissenschaften an der Universität München“; *Hermann Heimpel*, Rudolf von Heckel, 3.V.1880–29.III.1947, in: Ders., *Aspekte* (wie Anm. 12), S. 144–146, hier S. 144. Zu „Liebe“ als Leitmotiv in Heimpels Schriften unten, bei Anm. 68.

wählten Interesse ausging und disziplinäre Zuständigkeiten so souverän missachtete, wie das zuletzt die aristokratischen Gentleman-Antiquare des 19. Jahrhunderts getan hatten.

Alfred Heuß begegnete den besagten Hoffnungen auf eine neue Historikergeneration bei seinem Eintritt in die Leipziger Universität 1928 in Gestalt seines akademischen Lehrers Helmut Berve.⁴⁷ Berve, der in der kollektiven Memoria späterer Zeiten zugleich als brillanter Wissenschaftler und engagierter Nationalsozialist gilt, war erst kurz vor dem Erstsemesterstudenten Heuß dreißigjährig nach Leipzig gekommen – an eine Universität mit einem großen Namen, doch zugleich einem reichlich überalterten Historischen Seminar.⁴⁸ Berves Habilitationsschrift über „Das Alexanderreich auf prosopographischer Grundlage“ war eine bedeutende, aber auffallend trockene Studie, die ihm in München von seinem dortigen Betreuer förmlich abgerungen worden war.⁴⁹ Heuß und seine Kommilitonen beobachteten interessiert, wie sich der dreißigjährige Frischberufene vor ihren Augen aus einem fremdbestimmten Adlatus in einen anregenden Forscher verwandelte. Im Grunde selber noch nach einem eigenen Weg in der Disziplin suchend, stand Berve seinen eigenen Doktoranden näher als den älteren Kollegen nebenan.⁵⁰

Heuß wurde unter dem Einfluss dieses Lehrers ebenfalls ein leidenschaftlich Suchender. In den Nachbarfakultäten zu hören, vor allem bei Juristen und Soziologen und hier wiederum insbesondere bei Hans Freyer, hieß für ihn nicht, ein allgemeines Bildungsbedürfnis zu stillen, sondern sich von der Selbstreferentialität der Althistoriker-Zunft zu emanzipieren und noch grundsätzlicher nach der Struktur antiker Gesellschaften zu fragen, als man das im Rahmen des gängigen altertumswissenschaftlichen Themenkanons tun konnte. Bemerkenswert ist, welche Wirkung bei ihm die Lektüre Max Webers gezeigt hat, eine Begegnung, die ihn dazu brachte, neue Fragen an die Antike und ihre ökonomische und soziale Verfasstheit zu stellen. Am Anfang dieser folgenreichen Rezeption stand ein befremdendes Erlebnis: Er, der angehende Althistoriker, las Webers Schriften zum Altertum und verstand zunächst kaum etwas von dem, was da stand – irgendetwas musste also fehlen in seinem altertums-

47 Eines „Vertreter[s] der jungen Generation“, wie er selber rückblickend schrieb; Heuß, *De se ipse* (wie Anm. 3), S. 780. Zum Folgenden die aufschlussreiche Charakterisierung Berves und der Leipziger Situation zum Zeitpunkt von dessen Berufung ebd., S. 779–792. Zur Frage nach Berves Identifikation mit dem Nationalsozialismus und zu seiner Identität als Vertreter der „jungen Generation“ vgl. Stefan Rebenich, *Alte Geschichte in Demokratie und Diktatur. Der Fall Helmut Berve*, in: *Chiron* 31, 2001, S. 457–496, so z. B. S. 462.

48 Ulrich von Hehl / Markus Huttner, *Geschichte*, in: Ulrich von Hehl / Uwe John / Manfred Rudersdorf (Hrsg.), *Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009*, Bd. 4,1: Fakultäten, Institute, Zentrale Einrichtungen. Leipzig 2009, S. 157–196.

49 Helmut Berve, *Das Alexanderreich auf prosopographischer Grundlage*. 2 Bd.e. München 1926.

50 Heuß, *De se ipse* (wie Anm. 3), S. 785.

wissenschaftlichen Marschgepäck! Heußens intellektuelle Biographie reichte schließlich über den Kanon des Althistorikerwissens hinaus, insofern er sich über der Beschäftigung mit der Antike auf weltgeschichtliche und geschichtstheoretische Fragestellungen zubewegte – dies offenbar aus einer Neigung heraus, die Untersuchungsgegenstände stets im Grundsätzlichen zu bedenken, wobei die Relation zwischen Geschichtsschreibung und Geschichtsforschung, zwischen Teil und Ganzem, zwischen dem Rekonstruieren und dem Konstruieren, zwischen dem Analysieren und dem Erzählen das Problem war, in dem er viele seiner Überlegungen bündeln konnte.

Das war bei Schramm und Heimpel anders. Schramm machte es zum Prinzip, ‚zünftisch‘ bedingte thematisch-methodische Beschränkungen zu ignorieren, ließ seine auf dieser Basis entstandenen Forschungen aber nicht in das Projekt einer mediävistischen Geschichtsschreibung einfließen. Sein Bedürfnis nach Narration trug er dezidiert auf einem anderen Schauplatz aus, der mit der Geschichte seiner Familie verbunden war und insofern eine Art ‚Geschichtsschreibung seiner selbst‘ blieb. Heimpel wiederum fühlte sich seiner mediävistischen Disziplin zutiefst verbunden, widmete ihr seine Lebensleistung und glaubte dazu berufen zu sein, in seiner eigenen Person die Spannung zwischen ‚zünftischer‘, forschender Selbstbescheidung und großer Deutungsleistung aufzulösen: In seinen Arbeiten sollten die Erträge der Fachwissenschaft dem Publikum seiner Gegenwart zur sinngebenden Instanz werden. Die öffentliche Rede war das Medium, das er – begabungsbedingt – in den Dienst dieses Projekts stellte; doch wusste er, dass sein Tun eigentlich in das monographische Projekt einer „Deutschen Geschichte“ hätten einfließen müssen. Daraus aber wurde nichts. Das Werk, das einer Einlösung des Projekts am nächsten kam, war ein von Erzählbegeisterung getragener Handbuchbeitrag, aber kein Werk der Geschichtsschreibung. Für den Rest seiner Tätigkeit trug er sein Vorhaben wie eine nicht eingelöste Bringschuld mit sich herum.⁵¹

Es mag hilfreich sein, auf der Grundlage dieser Überlegungen zumindest Schramm und Heimpel jeweils einmal exemplarisch bei der Arbeit zu beobachten. Um Schramm zu charakterisieren, sei hierfür ein Blick auf sein *Opus primum* geworfen, eine Sammelbesprechung zu vier Neuerscheinungen, die er 1923, im Jahr nach seiner Promotion, unter dem Titel „Über unser Verhältnis zum Mittelalter“ in der „Oesterreichischen Rundschau“ publizierte.⁵² Ausgangspunkt des nicht einmal Dreißigjährigen war dabei die Frage nach der Relation zwischen dem Themen- und Interessenkanon, der von den wissenschaftlichen Mittelalter-Disziplinen verwaltet wird, und den abseits der Fachwissenschaften gestellten Fragen, die gegenwärtig aus soziopolitischen Problemlagen heraus gewonnen wurden. Denn derlei Fragen, so Schramm,

51 S. dazu unten, bei Anm. 84.

52 *Percy Ernst Schramm*, Über unser Verhältnis zum Mittelalter, in: *Österreichische Rundschau* 19, 1923, S. 317–330. Zu diesem Erstlingswerk ausführlich, aber mit anderer Akzentsetzung auch *Thimme*, Schramm (wie Anm. 5), S. 144–158.

gingen im Moment „aus der Not des Tages den Weg ins Mittelalter“, es ziele auf die allgemeinen Züge des Mittelalters, auf den „mittelalterlichen Geist“, auf das „Überpersönliche“ am Mittelalter und das „Übermomentane“ an Gegenwartssphänomenen. Nicht zum Zweck, historische Neugier zu befriedigen, würden gerade neuartige Mittelalter-Bücher geschrieben, sondern aus der Hoffnung heraus, von den mittelalterlichen „Lösungen“ für auch heute drängende Probleme zu lernen und so „Orientierung“ zu gewinnen – dies vor allem durch die Suche nach der „deutsche[n] Eigenart, deren eigentliches Wesen zu definieren heute eine der meist geübten Aufgaben ist“.⁵³ Eine Chance für die Mittelalter-Disziplinen, so Schramm, bestehe darin, sich von der außerfachlichen Beschäftigung mit dem Mittelalter anregen zu lassen, sie mithin nicht als Dilettantenarbeiten abzutun, dabei aber eine klare Grenze zu ziehen zwischen dem, was intellektuell vertretbar und was aus zu großer Schwärmerei heraus verfasst wurde.

Schramms eigener Denkhorizont ist in dem Text gut fassbar. Die kundigen Leser mochten seine kalkulierten Anklänge an Jacob Burckhardt erkennen⁵⁴, die Sprache der Georgeaner und damit auch (wenngleich wohl unbewusst) Nietzsches scheint durch, zeittypisch ist vom „Überpersönlichen“, dem „Übermomentanen“ und von Führern, Führerrollen und der „Führerstellung“ der Kunstgeschichte die Rede.⁵⁵ Er ironisiert die Deutschtümelei und den „Teutonismus“ des 19. Jahrhunderts und meint damit doch keineswegs den Mangel an europäischer oder gar globaler Perspektive, sondern die Verengung des Fragens ganz auf die politische Einheit des Reichs unter Ausblendung psychologischer, sozialer, wirtschaftlicher und kultureller Phänomene. Scharfsinnig erkennt er das Neue selbst in der wildesten Mittelalter-Schrift: Nämlich dass hier die Vorbildhaftigkeit des Mittelalters für die Moderne nicht mehr wie früher im Religiösen, sondern in der sozialen Ordnung des Mittelalters gesucht werde.⁵⁶ Schramm distanziert sich von der disziplinären Binnendifferenzierung der Wissenschaften, die er für erkenntnishemmend hält, lobt Ansätze, diese Trennung zu überwinden, zum Beispiel indem sie helfen, auch „Bild, Lied, Legende [...] zur gleichwertigen historischen Quelle“ zu erheben.⁵⁷

Die Warte, von der Schramm seine Würdigungen vornimmt, hätte kaum noch selbstbewusster sein können: Ganz und gar unzüfnisch zeigt er keinerlei Berührungängste gegenüber den Dilettanten-Büchern. Typisch für ihn waren zugleich der Pragmatismus und seine Respektlosigkeit vor dem Quellen- und Themenkanon der Fachwissenschaft. Schramm sollte fortan seine eigenen Forschungsfelder dort suchen, wo sein Verstand ihn hinführte. Zugleich trat er, der Frischpromovierte, mit kaum zu überbietender Selbstsicherheit als „Fach-

53 Schramm, Verhältnis (wie Anm. 52), S. 318.

54 Ebd., S. 317 (der „Schleier“).

55 Heinz Schlaffer, Das entfesselte Wort. Nietzsches Stil und seine Folgen. München 2007.

56 Schramm, Verhältnis (wie Anm. 52), S. 326.

57 Ebd., S. 323.

gelehrte[r]⁵⁸ auf, lobte, urteilte selbstsicher über seine eigene Zunft, über die Einseitigkeit in den Fragestellungen der heroischen Fachvertreter aus dem 19. Jahrhundert, zeigte sich souverän genug, die Errungenschaften von „Naturwissenschaften, Recht und Psychologie“⁵⁹ für ein neues Interesse am Mittelalter einzufordern.

Schramm profilierte sich in den 1920er Jahren als Inbegriff des Nachwuchswissenschaftlers, an den die Erwartungen an die „Jungen“ gerichtet sind – dies zugleich mit dem Selbstbewusstsein dessen, der als Kavallerist selbst am Krieg teilgenommen hatte und es sich daher leisten konnte, einigermaßen detachiert auf das Treiben an den Universitäten zu sehen.⁶⁰ Sein 1929 in der Schriftenreihe der „Bibliothek Warburg“ erschienenes Buch über „Kaiser, Rom und Renovatio“ war sein erster großer Wurf, sein Durchbruch. Seine Arbeit über die „Geschichte des englischen Königtums im Lichte der Krönung“ machte ebenfalls Furore: Als einziger deutscher Zivilist wurde Schramm 1937 zur Krönung König Georgs VI. in die Westminster Abbey eingeladen – eine Anerkennung, die selbst im satirischen „Kladderadatsch“ ihren Niederschlag fand (Abb. 1) Selbstbewusst sollte Schramm in der Rückschau über sich sagen, er habe sich in seinem Leben „nicht entwickelt, sondern entfaltet“.⁶¹

58 Ebd., S. 325.

59 Ebd., S. 328.

60 *Jens Thiel*, Der Dozent zieht in den Krieg. Hochschulkarrieren zwischen Militarisierung und Kriegserlebnis, in: Matthias Berg / Jens Thiel / Peter Thomas Walther (Hrsg.), *Mit Feder und Schwert. Militär und Wissenschaft – Wissenschaftler im Krieg*. Stuttgart 2009, S. 211–240, zu Schramm S. 231–233.

61 Zitiert bei *Hermann Heimpel*, Königtum, Wandel der Welt, Bürgertum. Nachruf auf P. E. Schramm, in: *Historische Zeitschrift* 214, 1972, S. 96–108, hier S. 98.

Die oberste Instanz

Professor Schramm aus Göttingen war als einziger deutscher Zivilist zur englischen Krönung eingeladen. Er ist der Verfasser eines Buches über die Zeremonien bei englischen Krönungen. Das Buch wurde bereits in die englische Sprache übersetzt.



„Herr Erzbischof, heute müssen wir aber mächtig aufpassen! Professor Schramm ist da.“

Abb. 1: Kladderadatsch, 1937: „Die oberste Instanz. Professor Schramm aus Göttingen war als einziger deutscher Zivilist zur englischen Krönung eingeladen. Er ist der Verfasser eines Buches über die Zeremonien bei englischen Krönungen. Das Buch wurde bereits in die englische Sprache übersetzt.“ „Herr Erzbischof, heute müssen wir aber mächtig aufpassen! Professor Schramm ist da.“

Heimpel zu charakterisieren, verlangt, auf seine Reden und Vorträge einzugehen, die mit der Machtübertragung an Hitler einsetzen.⁶² Dies sind vor allem die beiden in den letzten Jahren weit beachteten Vorreden zu zwei Vorlesungen von 1933 und sein Beitrag zur von Heidegger geleiteten Freiburger Ringvorlesung vom Wintersemester 1933/34 über „Aufgaben des geistigen Lebens im nationalsozialistischen Staate“.⁶³ Diese Auftritte bescherten Heimpel wahrscheinlich das erste große Erlebnis seiner oratorischen Wirkung, die für seinen weiteren Werdegang entscheidend sein sollte. Hier erprobte er sich in den Tonlagen, an denen er festhalten sollte, wenn er vor großen Auditorien zu sprechen hatte. 1933 ließ er sich im Verlauf seiner Reden geradezu wegtragen von der Einheits-Euphorie und dem deutschen Machtanspruch, die von Hitlers Kanzlerschaft ausgelöst worden waren. Von der seit 1918 bestehenden Tradition, die Kultur des späten Mittelalters als „fernen Spiegel“ (Barbara Tuchman) zeitgenössischer Nöte zu behandeln,⁶⁴ setzte sich Heimpel mit den Distanzgesten des Fachgelehrten gegenüber den zeitgenössischen „Literaten“ explizit ab: Es vergehe gegenwärtig „kaum ein Monat“, so sagte er in seinem Ringvorlesungs-Beitrag, „in dem nicht einer der Verlage, die von schnellferti-

62 Heimpel hatte zu dem Zeitpunkt, zu dem er die beiden im Folgenden erwähnten Reden hielt, viel erreicht. Nach einer schulmäßigen Dissertation zu einem Thema, wie sie sein betagter Doktorvater von Below reihenweise vergab, wechselte er über zu dem Katholiken Heinrich Finke, mit dem er seine Leidenschaft für die Arbeit an den originalen Quellen zur Reichsgeschichte des 15. Jahrhunderts teilte. Edition, Habilitation und weitere Publikationen folgten in raschem Tempo. Heimpel wohnte sogar bei Finke und wurde wie ein Sohn des Hauses aufgenommen. Er setzte sich gegen Konkurrenten durch, so gegen den Juden Arnold Berney und auch gegen Rudolf Stadelmann, der in den Kreis der Freiburger Nachwuchswissenschaftler als eine wissenschaftliche Wunderbegabung eingeführt wurde und der in seiner selbstverständlichen Weltläufigkeit sogar den gewandten Heimpel in den Schatten stellte. Doch der Below-Lehrstuhl ging durch Hausberufung an Heimpel, und auf dieses erste, 1931 angetretene Ordinariat folgte 1934 das zweite in Leipzig: die Nachfolge des aufgrund seines Judentums entlassenen Sigmund Hellmann, seines akademischen Lehrers aus Münchener Zeiten.

63 Die „Zwei Vorreden zu Vorlesungen“, die nur in einem Privatdruck dem Freundeskreis zugänglich gemacht wurden, sind derzeit am besten greifbar in einer Abschrift auf der Website von Hans Erich Troje, s. oben, Anm. 14. Der Beitrag zur Heidegger'schen Ringvorlesung ist das erste Stück von *Heimpel*, Deutschlands Mittelalter (wie Anm. 27). Vor großer Zuhörerschaft nahm etwa auf sie Bezug: *Johannes Fried*, Eröffnungsrede zum 42. Deutschen Historikertag am 8. September 1998 in Frankfurt am Main, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 46, 1998, S. 869–874, hier S. 873; nochmals veröffentlicht als *Ders.*, Eröffnung durch den Vorsitzenden des Verbandes der Historiker Deutschlands, in: Marie-Luise Recker / Doris Eizenhöfer / Stefan Kamp (Hrsg.), *Intentionen – Wirklichkeiten. 42. Deutscher Historikertag in Frankfurt am Main*, 8.–11. September 1998. München 1999, S. 1–9, hier S. 5.

64 Zu dieser Tradition *Peter Schuster*, Die Krise des Spätmittelalters. Zur Evidenz eines sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Paradigmas in der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts, in: *Historische Zeitschrift* 269, 1999, S. 19–55.

gen Geschichtsrevisionen leben, irgendeine Schrift auf den Markt würfe, die mindestens in ihrem ersten Kapitel eine gegenwartsverbindliche Wesensbestimmung des Ersten Reiches enthielte.“⁶⁵

Doch in diese Strömung seiner Zeit schrieb er sich sogleich selber ein, indem er seine eigene wissenschaftliche Beschäftigung mit dem 15. Jahrhundert in diese neue Praxis der sinngebenden Mittelalter-Literatur einzubringen versuchte. Für ihn war mit Hitlers Kanzlerschaft der Zeitpunkt gekommen, nicht irgendeine Beschäftigung mit dem Mittelalter, sondern die der zünftischen Mittelalterhistorie als diejenige geistige Betätigung zu präsentieren, die auf die großen Fragen der Zeit in Form von weit ausholenden historischen Deutungen Antworten bereit hielt. Wie konnte es sein, so Heimpels Grundfrage, dass Deutschland bei all seiner prekären Staatlichkeit im späten Mittelalter zum geheimen geistig-moralischen Zentrum der abendländischen Geschichte geworden sei? Wie war das typische deutsche Missverhältnis zwischen politischer Verwundbarkeit und kultureller Kraft zu deuten?⁶⁶

Heimpel glaubte, dass mit dem Aufschwung der französischen Zentralgewalt um das Jahr 1300 herum ein schicksalsträchtiger binneneuropäischer Antagonismus entstanden sei: Die französische Monarchie sei zum mächtigen Förderer des aristotelischen Denkens, des Rationalismus, des begrifflich-systematisierenden Zugriffs auf die Wirklichkeit, mithin der Wissenschaft geworden und habe mit diesen Verbündeten die europäische Kultur jahrhundertlang dominiert. Die Deutschen, denen im „staatlichen“ Bereich die Rückschau auf die Größe der hochmittelalterlichen Kaiserzeit geblieben sei, hätten in jener Phase ganz anders gelagerte Denkweisen kultiviert: ihren „Historismus“ (Heimpel gebrauchte diesen Begriff reichlich idiosynkratisch), ihren „Konservatismus“ und ihre „Innerlichkeit“, die sich vor allem in ihrer tiefen Religiosität gezeigt habe. Die Zentralfigur der deutschen Geschichte war für ihn der Mönch Martin Luther, dessen Seelennöte und dessen revolutionäre Kraft ihm als der Inbegriff alles Deutschen erschienen. Die bürgerliche Welt, die aus dem Antagonismus dieser völker-gebundenen Prinzipien allmählich entstanden sei und die in Deutschland ihren Ausdruck im Protestantismus gefunden habe, sei Anfang des 20. Jahrhunderts vor den Augen seiner eigenen Generation zugrunde gegangen. Die Soldatenräte des Jahres 1918 hätten diese alte Welt zu Grabe getragen.⁶⁷

65 *Heimpel*, Deutschlands Mittelalter (wie Anm. 27), die Zitate S. 6.

66 Zu Heimpels Geschichtsbild und seinen politischen Implikationen *Ernst Schulin*, Hermann Heimpel und die deutsche Nationalgeschichtsschreibung (Schriften der Phil.-Hist. Kl. der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, 9). Heidelberg 1998; *Otto Gerhard Oexle*, Zusammenarbeit mit Baal. Über die Mentalitäten deutscher Geisteswissenschaftler 1933 – und nach 1945, in: *Historische Anthropologie* 8, 2000, S. 1–27, hier S. 24f.; *Nagel*, Schatten (wie Anm. 11), S. 67–74; *Len Scales*, *The Shaping of German Identity. Authority and Crisis, 1245–1414*. Cambridge 2012, S. 33–36.

67 *Heimpel*, Halbe Violine (wie Anm. 10), S. 277.

Über diese Inhaltsseite seiner Reden hinaus ist über Heimpels charakteristischen Stil zu sprechen.⁶⁸ Die doch eigentlich anonyme Vortragssituation, dann aber auch die Textproduktion am Schreibtisch wurden zu der für ihn typischen Art, öffentlich über seine Emotionen zu sprechen. Befremdend für den, der ihn nicht gekannt hat und sich durch sein Œuvre hindurchliest, ist dabei vor allem seine allgegenwärtige Rede von Liebe. Liebe sucht und erwidert er in seinem Freundeskreis, Liebe kann sich aber auch auf die anthropomorphisierte deutsche Geschichte richten: „Sofort ist die deutsche Geschichte da, ganz, voll, vollendet“, sagt er 1933 während der Heidegger'schen Ringvorlesung mit dem Blick auf die Ottonen- und die Salierzeit; mit ganz ähnlichen Worten sollte er elf Jahre später in seinem Roman „Die halbe Violine“ von Kindern und von Kindheit sprechen: „Der Mensch ist immer fertig, in jedem Lebensalter.“⁶⁹ Heimpel, der Redner, sprach vor großer Zuhörerschaft von seiner Liebe zu bestimmten Menschen, als ob er in ihnen Spuren jener geliebten versunkenen Welt erkennen würde, und er gab öffentlich „Liebeserklärungen“ zu Institutionen und rationalen Organisationsformen wie der Universität ab, sofern es sich dabei um die „deutsche“ Universität, mithin einen Bestandteil der deutschen Vergangenheit, handelte.⁷⁰

„Jugendlichkeit“, die den Deutschen und ihrer Geschichte zugeschrieben wird, ist ein Leitmotiv von Heimpels Reden. Man hat im Rückblick auf diese Reden behauptet, dass der Gestus der Begeisterung, der in den Reden von 1933 zum Ausdruck kam, den Grad höchster Annäherung an das NS-Regime bedeutet habe.⁷¹ Das ist insofern falsch, als uns Äußerungen aus späteren Jahren vor Augen stehen, die den heutigen Leser noch peinlicher berühren – Worte des emotionalen Überschwangs zu Frankreich als dem „Land der böartigen, der heimlich geliebten Brüder [...]“. Nur Brüder kann man töten und lieben zugleich.⁷² Irreführend ist auch die Behauptung, dass Heimpel den völkischen

68 Am eindringlichsten jüngst *Peter Schulz-Hageleit*, *Geschichtsbewusstsein und Psychoanalyse*. Freiburg 2012, S. 217–288. Bereits ein Thema bei *Schulin*, Heimpel (wie Anm. 66), S. 53, sowie am Rande bei *Peter Herde*, *Die gescheiterte Berufung Hermann Heimpels nach München (1944–1946)*, in: Sabine Arend / Daniel Berger / Carola Brückner u.a. (Hrsg.), *Vielfalt und Aktualität des Mittelalters*. Festschrift für Wolfgang Petke zum 65. Geburtstag (Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen 48). Bielefeld 2006, S. 695–737, s. z. B. S. 702.

69 *Heimpel*, *Deutschlands Mittelalter* (wie Anm. 27), S. 31; *Ders.*, *Halbe Violine* (wie Anm. 10), S. 15.

70 *Ders.*, *Liebeserklärung* (wie Anm. 12).

71 *Josef Fleckenstein* in *In memoriam* (wie Anm. 10), S. 35: „Es gibt aus der Feder Heimpels keine zweite Arbeit, die dem Zeitgeist so vorbehaltlos huldigt wie die Rede über ‚Deutschlands Mittelalter – Deutschlands Schicksal‘. Sie bleibt ein Vorbote ohne entsprechenden Nachfolger.“

72 *Hermann Heimpel*, *Frankreich und das Reich*, in: *Historische Zeitschrift* 161, 1940, S. 229–243, hier S. 232. Heimpel hielt diese – für sein Weltbild unmittelbar vor seiner Straßburger Berufung höchst aufschlussreiche – Rede am 14. Juli 1939, also zum 150. Jahrestag der Revolution, im Kolloquium zur Außenpolitik und Staatenkunde an der

und „rasekundlichen“ Stimmen aus dem Inneren seines Fachs grundsätzlich mutig entgegengetreten sei. Denn selbst wenn er das im Fall Otto Höflers und Franz Lüdtsches auf dem Erfurter Historikertag von 1937 auch getan haben mag,⁷³ so sprach er doch den Häuptern der „völkischen“ Wissenschaft ein andermal ganz unnötige, durchaus vermeidbare Worte des Lobs zu. So verhielt es sich etwa mit dem Pseudohistoriker und Rasekundler Adolf Helbok, der einen Tiefpunkt zeitgenössischer Wissenschaftskultur markierte: 1937 lobte Heimpel seine Arbeiten vor der versammelten Sächsischen Akademie der Wissenschaften ausdrücklich: „Besonders Adolf Helbok“ habe sich um das Verständnis der frühen Landesherrschaft und ihrer „bodengebundenen Tradition“ verdient gemacht. Dabei kann man wohl ausschließen, dass Heimpel in dessen Arbeiten tatsächlich irgendetwas von Wert sah.⁷⁴

Universität Leipzig. In einer Neuauflage von 1941 strich er emotionalen Überschwang und „Tötungs“-Bemerkung: „Kurz, dieses Frankreich ist eine Fremde besonderer Art: das Land der feindlichen Brüder.“ *Hermann Heimpel*, *Deutsches Mittelalter*. Leipzig 1941, S. 164.

- 73 *Josef Fleckenstein* in *In memoriam* (wie Anm. 10), S. 38; *Boockmann*, *Historiker* (wie Anm. 10), S. 19, 55. Dass seine Intervention gegen Höfler eher abwägender Natur war und dessen germanischer Kontinuitätsthese Recht gab, meint *Nagel*, *Schatten* (wie Anm. 11), S. 72. Höflers Annahmen von der Kontinuität germanisch-paganer Mysterienkulte bejahte er ein andermal ausdrücklich, indem er die Schriftfassung von dessen Erfurter Vortrag würdigte und damit Höflers Ansichten von einer „vierfache[n] germanischen] Kontinuität, der Rasse, der Sprache, des Raums und des Staates“ stützte. *Hermann Heimpel*, *Das deutsche Spätmittelalter. Charakter einer Zeit*, in: *Historische Zeitschrift* 158, 1938, S. 229–248, hier S. 234; *Otto Höfler*, *Das germanische Kontinuitätsproblem*, in: *HZ* 157, 1937, S. 1–26, das Zitat S. 5.
- 74 *Heimpel*, *Spätmittelalter* (wie Anm. 73), S. 238. Helbok war schon in seiner Gegenwart stark umstritten. *Klaus Fehn*, ‚Volksgeschichte‘ im Dritten Reich als fächerübergreifende Wissenschaftskonzeption am Beispiel von Adolf Helbok. Ein Beitrag zur interdisziplinären Wissenschaftsgeschichte vor allem der Fächer Volkskunde, Landesgeschichte und Historische Geographie, in: *Gunther Hirschfelder / Dorothea Schell / Adelheid Schrutka-Rechtenstamm* (Hrsg.), *Kulturen – Sprachen – Übergänge. Festschrift für H. L. Cox zum 65. Geburtstag*. Köln 2000, S. 567–580. Einen Eindruck von seinem Anspruch und seiner Arbeitsweise vermittelt *Adolf Helbok*, *Volk und Staat der Germanen*, in: *Historische Zeitschrift* 154, 1936, S. 229–240. Heimpel dachte wohl an ihn, als er 1940 aufgrund seiner Leipziger Erfahrungen Vorbehalte gegen Ernst Anrichs Plan anmeldete, in Straßburg einen Lehrstuhl für die „Geschichte des deutschen Volkskörpers“ einzurichten. *Pierre Racine*, *Hermann Heimpel à Strasbourg*, in: *Schulze / Oexle*, *Deutsche Historiker* (wie Anm. 14), S. 142–158, hier S. 144. In dem Neudruck seines „Frankreich“-Aufsatzes von 1941 schwächte Heimpel sein Lob an Helbok ab; *Heimpel*, *Deutsches Mittelalter* (wie Anm. 72), S. 114.

IV. Nach dem Krieg in Göttingen

Seit 1954 lehrten alle drei in Göttingen: Schramm war ja schon 1929, im Erscheinungsjahr von „Kaiser, Rom und Renovatio“, gekommen (Abb. 2 u. 3). Heimpel war 1944 nach dem Rückzug aus Straßburg zunächst als Schramms Vertreter verpflichtet worden, 1947 dann aber mit einer eigenen Professur versehen worden (Abb. 4). Aus Kiel kommend, stieß Heuß 1954 zu ihnen hinzu, drei Jahre später wurde auch er in die Akademie aufgenommen, so dass sie fortan in dieser gemeinsam tätig waren (Abb. 5). Alle drei hatten sich Entnazifizierungs-Verfahren zu stellen gehabt – Schramm und Heuß waren NSDAP-Mitglieder gewesen, Heimpel nicht, doch er war wegen seiner Zugehörigkeit zur dezidiert NS-orientierten Straßburger Universität belastet. Aus dieser Vergangenheit ergaben sich selbstverständlich auch für die Gegenwart der Nachkriegszeit Belastungen. Schon allein, dass die unter den Verhältnissen des Nationalsozialismus geknüpften persönlichen Netzwerke weiterbestanden, hatte die Konsequenz, dass alte Weggefährten immer wieder Anforderungen an ihre Loyalität stellten und dass die drei selbst ehemalige Weggefährten um entsprechende Dienste bitten mussten.



Abb. 2: Schramm 1930.
Niedersächsische Staats- und
Universitätsbibliothek Göttingen,
Smlg. Voit, Schramm Nr. 1.



Abb. 3: Schramm 1945.
Niedersächsische Staats- und
Universitätsbibliothek Göttingen,
Smlg. Voit, Schramm Nr. 2.



Abb. 4: Heimpel 1947.
Niedersächsische Staats- und Universitäts-
bibliothek Göttingen,
Smlg. Voit, Heimpel Nr. 2.

Schramm und Heuß erbrachten in Göttingen ihre beeindruckenden Lebensleistungen, Schramm in der für ihn charakteristischen Weise der Trennung von mediävistischer Geschichtsforschung und familienbezogener Historiographie, Heuß im Monumentalwerk des Forschers, für den alles Forschen notwendigerweise auf das historiographische, letztlich universalhistorische Projekt zuläuft. So entstanden in Zusammenarbeit mit Kolleginnen und Kollegen Schramms große mediävistische Werke: Drei Bände „Herrschaftszeichen und Staatssymbolik“ 1954-56, 1962 gemeinsam mit Florentine Mütherich die „Denkmale der deutschen Könige und Kaiser“, schließlich 1968-71 das fünf-bändige „Karlswerk“: „Karl der Große. Lebenswerk und Nachleben“. Ab 1968 erschienen in vier Bänden seine gesammelten Aufsätze zur Geschichte des Mittelalters. Auch dort, wo er zum Mittelalter in imposanten Bänden publizierte, ging es um den Inbegriff von Forschung, von Detailarbeit. Dabei legte er Wert darauf, seinem Leser vor Augen zu führen, dass es sich dabei um

Zwischenberichte handelt, um Momentaufnahmen eines nach der Auffassung des Verfassers unablässig voranschreitenden Forschungsprozesses.⁷⁵



Abb. 5: Heuß ca. 1950er Jahre.
Niedersächsische Staats- und
Universitätsbibliothek Göttingen,
Smlg. Voit, Heuß.

Dieser Gestus: an einer ständig sich verschiebenden Grenzlinie der Erkenntnisse zu arbeiten, setzte bei Schramm eine Konzentration auf die jeweiligen Arbeiten voraus, die mit manchen Ausblendungen einher ging. Gemessen an

75 *Kamp*, Schramm (wie Anm. 7), S. 359f.: „Es sind Studien und Texte, Vorarbeiten, Bilanzen, Einzelstudien, die sich unter einer Fragestellung zusammenschließen, Arbeiten auf dem Wege zu einem Ziel, Arbeiten, die [...] immer nur Zwischenergebnisse enthielten, die weiterführen sollten und deshalb bei einer Neufassung auch beliebig veränderbar waren, wenn sich dieses als notwendig herausgestellt hatte.“ Als „Bauhof“ wird das Spätwerk charakterisiert von *Bák*, *Symbology* (wie Anm. 7), S. 39f.: „His later works [...] resemble extensive warehouses of various building materials, well sorted and organized, cleaned from accretions of legends and misjudgments and ready to be used for a monumental construction of a history of medieval kingship. They would be mistaken for an antiquarian's collection, were they not accompanied by such a scrupulous methodological commentary, which in itself, in the sense of ‚apprehending tools‘, [Schramms Metapher von Begriffen als „Greifwerkzeugen“, F.R.], constitutes an important stage of the building itself.“

seiner Schülerschaft wurde er in den Nachkriegsjahren einer der erfolgreichsten Gelehrten seiner Zeit, und doch hatte er niemals im Sinn, eine ‚Schule‘ zu gründen.⁷⁶ 59 Doktorandinnen und Doktoranden hat er erfolgreich betreut, am nächsten standen ihm thematisch (der nicht von ihm promovierte, aber früh unter seinem Einfluss stehende) Reinhard Elze, außerdem Hans-Martin Schaller, Norbert Kamp und Janos Bák. Über diesen engeren Kreis hinaus prägte er aber zahlreiche Forscher, die sich dann gänzlich anderen Themen verschreiben sollten, darunter Wilhelm Berges, Peter Classen, Arno Borst, Andreas Hillgruber und Ernst Schulin.

Anders als bei Schramm nahm das Œuvre von Alfred Heuß überhaupt erst in Göttingen Gestalt an. Es sollte schließlich die gesamte Alte Geschichte umfassen, darunter das Riesenwerk der „Römischen Geschichte“ (1960), aber auch seine Beiträge zur von ihm gemeinsam mit Golo Mann herausgegebenen „Propyläen Weltgeschichte“. So legte er mit seinem Beitrag über „Herrschaft und Freiheit im griechisch-römischen Altertum“ zum elften „Propyläen“-Band 1965 auf relativ wenigen Seiten eine strukturgeschichtliche Skizze für die gesamte Antike vor, die deutlich von Max Weber inspiriert war. Zugleich vertiefte Heuß die Forschungsdimension seines altertumswissenschaftlichen Tuns durch umfangreiche Monographien zu „Mommsen und das 19. Jahrhundert“ (1956), sowie zu „Barthold Georg Niebuhrs wissenschaftliche[n] Anfänge[n]“ (1981). Von Mommsen wurde Heuß in seinem ganzen Habitus auch deshalb beeinflusst, weil er hinter seinem Schaffen, hinter seiner Abwendung von der Historiographie und der Hinwendung zur gänzlich forschungsorientierten „Einzelforschung“ eine Verkörperung des Weber’schen Prinzips der „innerweltlichen Askese“, der „Verabsolutierung der Arbeit ohne metaphysischen Hintergrund“ sah.⁷⁷ Im Vergleich zu den beiden mediävistischen Kollegen fällt auf, dass sich aus Aufgaben wie der Mitverantwortung für die Propyläen Weltgeschichte für Heuß stets die Veranlassung ergab, die verwendeten Konzepte bis auf den Grund zu durchdenken und seine Gedanken publizierend zu schärfen.⁷⁸

Eines dieser Fundamentalthemen, zu dem er auf diese Weise schon in den frühen 1950er Jahren gelangte, war dabei gerade die Resonanz des Historikerschaffens in der geschichtlichen Bildung der fachfernen Zeitgenossen.⁷⁹ Für

76 Überliefert ist von ihm die Redewendung, er wolle nicht von „Schrammoiden“ umkreist werden; *Kamp*, Schramm (wie Anm. 7), S. 361.

77 *Hermann Heimpel*, Über Organisationsformen historischer Forschung in Deutschland, in: *Historische Zeitschrift* 189, 1959, S. 139–222, hier S. 153f.; *Heuß*, *Geschichtsschreibung* (wie Anm. 6), S. 2281.

78 S. z. B. *Alfred Heuß*, Über die Schwierigkeit, Weltgeschichte zu schreiben (1976), in: Ders., *Gesammelte Schriften* (wie Anm. 3), Bd. 1, S. 607–641. Zur Grundsätzlichkeit, mit der er die Möglichkeiten einer „historischen Anthropologie“ erörterte, *Aloys Winterling* (Hrsg.), *Historische Anthropologie* (Basistexte 1). Stuttgart 2006, S. 19f.

79 *Alfred Heuß*, Die Geschichte des Altertums und das Problem der geschichtlichen Bildung (1952), in: Ders., *Gesammelte Schriften* (wie Anm. 3), Bd. 3, S. 1971–1985.

Heuß war diese Resonanz allerdings nicht auf die Mittlerinstanz eines außerakademischen Schrifttums angewiesen, sondern er verlangte der Welt des gebildeten Bürgertums ab, sich an der Quelle der Forschungserkenntnis, bei den Erträgen der Fachwissenschaft selbst, kundig zu machen. Der Bürger sollte sich soweit historisch vor-bilden, dass er die Hervorbringungen einer anspruchsvollen Geschichtswissenschaft aus eigenem Vermögen verstehen konnte. Seine Mommsen-Studien lassen erahnen, wie sehr er von dieser Warte aus begann, die bürgerliche Welt des ausgehenden 19. Jahrhunderts zu idealisieren, ja zu verherrlichen, wie in ihm Bilder eines idealen deutschen Gesellschaft mit großartigen Gymnasien und einem beispiellosen historischen und sprachlichen Unterricht aufstiegen. Das deutsche Gymnasium des 19. und frühen 20. Jahrhunderts wurde ihm zu einem Sehnsuchtsort. Hier hätten die späteren Träger der höheren Bildung „Umgang mit historischen Quellen [...] von Kindheit an gelernt“ und auch „private Lektüre über historische Gegenstände“ habe damals „jeder Gymnasiast“ getrieben.⁸⁰

Daran gemessen, konnte er in der Geschichtskultur seiner eigenen Gegenwart nur Niedergang erkennen. Wegmarken des Heuß'schen Kulturpessimismus, der mit den Jahren immer ausgeprägter wurde, waren seine Schriften zum „Verlust der Geschichte“ von 1959, seine kritischen Stellungnahmen zur universitären Reform, zur „Zukunft des wissenschaftlich gebildeten Lehrers“ von 1971 bis zu den haltlosen Rundumschlägen seines Spätwerks. Eine ohnehin schon spürbare Neigung dazu, in seiner Gegenwart nur Spuren von Kulturverfall zu sehen, wurde durch das Erlebnis der Studentenbewegung potenziert, denn die vermeintlichen Verfallserscheinungen seiner Zeit hörten auf, anonyme, überpersönliche Größen zu sein: Sie wurden Akteuren der gegenwärtigen geistigen Welt zurechenbar. So ereiferte sich Heuß schreibend über die „Intellektuellen“ in der Nachfolge von Marx, über Adorno und Horkheimer, Marcuse und Bloch, kollektiv über Soziologen und Pädagogen, oder einfach die Schar der „Protestler und Krakeeler“ seiner akademischen Lebenswelt.⁸¹ Anders als Schramm, der die 1968er-Bewegung in ihren Anfängen

80 *Ders.*, *Versagen und Verhängnis. Vom Ruin deutscher Geschichte und ihres Verständnisses*. Berlin 1984, S. 16f.

81 Heuß bezog zwischen den späten 1960er und frühen 1980er Jahren in mehreren Beiträgen Stellung gegen die Veränderungen an den deutschen Universitäten. Er verband darin sein Unbehagen an den institutionellen Verschiebungen („Massenuniversität“) mit einer harschen Kritik an der Politisierung der Studierenden („Achtundsechziger“), die er als große Gefahr einschätzte. S. z.B. *Heuß*, *Versagen* (wie Anm. 80), S. 24. Er sah in den Forderungen der protestierenden Studenten gezielte Versuche, die staatliche Ordnung langfristig zu zersetzen; vgl. *Alfred Heuss*, *Ideologiekritik. Ihre theoretischen und praktischen Aspekte*. Berlin, New York 1975, S. 91. Bei diesen Angriffen spricht er auch in pejorativer Weise von den „Intellektuellen“. Zu dieser Tradition *Dietz Bering*, *Die Intellektuellen. Geschichte eines Schimpfwortes*. Stuttgart 1978, s. zu den 1970er Jahren etwa S. 1–12. Kurioserweise hatte der Privatdozent Heuß 1937 selbst im karrieregefährdenden Ruf gestanden, „seinem Wesen nach stark intellektualistisch“ (Wilhelm Weber) zu sein. Für sein Verhalten im „Dozentenlager“ hatte ihm der mili-

noch verfolgt hatte, jedoch dank seinem soldatischen Selbstverständnis über hinreichende Techniken des Ausblendens verfügte und sich die Umtriebe an den Universitäten nicht allzu nahegehen ließ, fand Heuß wegen seines Habitus, gegen alles anzuschreiben, was ihn an seiner Welt störte, aus seiner wachsenden Entfremdung von der Universität nicht mehr heraus.⁸² Dabei verstieg er sich auch zu Geschichtsdeutungen, etwa einer Deutung Hitlers und des Nationalsozialismus, die aus heutiger Sicht betrachtet nicht mehr zusammenzubringen sind mit der Größe seines althistorischen Werks.⁸³

Bedingt durch seine Ämter und Verantwortlichkeiten, konnte Heimpel mit der Produktivität der beiden Kollegen nicht mithalten. Jahrelang beschäftigte ihn das historiographische Projekt, stellte er sich die Frage, auf welcher neuen gedanklichen Grundlage und von welcher Warte aus eine modernisierte „Deutsche Geschichte“ wohl möglich wäre.⁸⁴ Wie Heuß reflektierte er dabei über die Möglichkeiten einer „historischen Anthropologie“, ging dabei aber im Unterschied zu dem Althistoriker-Kollegen nicht weiter in die Tiefe.⁸⁵ Seinen Handbuchbeitrag zum deutschen Spätmittelalter von 1936 aktualisierte er für eine Neuauflage, indem er die vormaligen Klagen über den Partikularismus der Territorialfürsten, über die „verfluchte Kleinstaaterei“ der Deut-

tärische Lagerführer attestiert, er sei „ein Eigenbrödler mit induilekten [sic] Einschlag.“ *Rebenich*, Heuß (wie Anm. 3), S. 667. Bei Heuß werden die Intellektuellen getrieben vom „Neid gegen denjenigen, der die Selbstverständlichkeit des Daseins für sich hat“; *Heuss*, Versagen (wie Anm. 81), S. 107. S. die zeitgenössische Reaktion von *Werner Klose* in: *Die Zeit* 43, 19. Oktober 1984, S. 78. Jüngst hat Felix Bartenstein die zunehmende Entfremdung Heußens von seiner Umwelt zum Zentrum einer knappen, insgesamt aber zu apologetischen Skizze gemacht. *Felix Bartenstein*, Alfred Heuß. Die Kritik am „historischen Analphabetismus“, in: *Marg / Walter*, Köpfe (wie Anm. 5), S. 65–70.

82 Als Beispiel für solche Rundumschläge: *Alfred Heuß*, *Die Geisteswissenschaften und ihre Stellung in der Öffentlichkeit* (1984), in: *Ders.*, *Gesammelte Schriften* (wie Anm. 3), S. 2339–2359.

83 *Heuß*, *Versagen* (wie Anm. 80), S. 119–125. Hitler erscheint noch – durchaus zeittypisch – als Verführer der Deutschen, in diesem Sinne ist von der „Kapitivierung der Deutschen durch Hitler“ die Rede (S. 120). Eine Zuspitzung gibt er dieser Sichtweise, indem er sagt, „seit der Sudetenkrise“ sei „die Geschichte Hitlers und der Nationalsozialistischen Partei nicht mehr die Geschichte des deutschen Volkes.“ (ebd.) Das deutsche Volk habe allenfalls „eine Geschichte insofern, als mit ihm von anderen Geschichte ‚gemacht‘ wurde“ (S. 121). Hitler war daher nicht Führer, sondern Okkupator der Deutschen. In Wirklichkeit sei er „der schlimmste Feind [gewesen], den die Deutschen jemals gehabt haben“ (S. 122).

84 *Hermann Heimpel*, *Der Inhalt der deutschen Geschichte*, in: *Frankfurter Universitätsfest 1955. Ansprachen*. Frankfurt am Main 1956, S. 25–38; *Ders.*, *Über die Epochen der mittelalterlichen Geschichte* (zuerst 1947), in: *Ders.*, *Der Mensch in seiner Gegenwart*. 2. Aufl. Göttingen 1957, S. 42–66; *Ders.*, *Entwurf einer deutschen Geschichte. Eine Rektoratsrede* (zuerst 1953), in: *Ders.*, *Mensch* (wie Anm. 12), S. 162–195. Zu seinen Anläufen *Schulin*, Heimpel (wie Anm. 66).

85 *Heimpel*, *Entwurf* (wie Anm. 84), S. 166f.

schen und über den „welschen Feind“ tilgte, das Ganze aber ansonsten beließ, wie es war.⁸⁶ Das späte Mittelalter blieb für Heimpel auch weiterhin eine untergegangene „deutsche“ Zeit, und diese Sicht unterbreitete er weiterhin in seinen öffentlichen Vorträgen. Der rationalen Einsicht in die Modernisierungsbedürftigkeit des historiographischen Projekts stand die emotionale Bindung an sein Geschichtsbild der Zwischenkriegszeit entgegen, und dieses scheint für ihn eine in der persönlichen Biographie wurzelnde Bedeutung gehabt zu haben, die man mit dem Instrumentarium des Historikers jedenfalls nicht wird entschlüsseln können. Der Berliner Geschichtsdidaktiker Peter Schulz-Hageleit hat jüngst gerade hierzu einen interessanten Versuch unternommen.⁸⁷ Eine Vorlesung zur gesamten deutschen Geschichte, erstmals gehalten im Wintersemester 1954-55, organisierte er auf sehr originelle Weise als eine Abfolge deutscher Gedächtnisorte: Aachen – Magdeburg – Canossa – Gelnhausen – Marienburg – Wittenberg – Wien – Potsdam – Weimar – Frankfurt – Königgrätz – Berlin – Bayreuth – Verdun – „Nürnberg und Potsdam II.“⁸⁸ Gedruckt wurden jedoch nur Teile daraus, die Vorlesung vollständig zu halten, scheint Heimpel emotional stark strapaziert zu haben.⁸⁹ Ein weiterer Ortsname drängte

86 *Hermann Heimpel*, Deutschland im späten Mittelalter, in: Otto Brandt / Arnold O. Meyer / Friedrich Metz (Hrsg.), Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 1: Deutsche Geschichte bis zum Ausgang des Mittelalters. Potsdam 1936, S. 260–407. *Ders.*, Deutschland im späten Mittelalter. In: Otto Brandt / Leo Just / Karl J. Narr (Hrsg.), Handbuch der deutschen Geschichte. Bd. 1: Deutsche Geschichte bis zum Ausgang des Mittelalters. 2. Aufl. Konstanz 1957. S. 1-159, die Parallelstellen hier 2, 4, 6, 31. Die Werke der Zwischenkriegs- und der Kriegszeit mit ‚kosmetischen‘ Korrekturen wiederaufzulegen, war typische Praxis. Schon die Zeitgenossen bemerkten, dass die ansehnliche historiographische Produktion der Vorjahre 1945 abbrach; *Michael Borgolte*, Sozialgeschichte des Mittelalters. Eine Forschungsbilanz nach der deutschen Einheit (Historische Zeitschrift Beih. N.F 22). München 1996, S. 120 Anm. 8. Heimpel war aber insofern von bspw. Friedrich Baethgen, Herbert Grundmann oder Theodor Mayer verschieden, als er dezidiert eine modernisierte „Deutsche Geschichte“ schreiben wollte und dies auch ankündigte. *Bockmann*, Versuch (wie Anm. 10), S. 273, sah in Heimpels „Deutschland im späteren Mittelalter“ ein „moderneres und vor allem ein lesbares Handbuch“, wengleich man „die sprachlichen und sachlichen Merkmale seiner Entstehungszeit [...] gewiß nicht übersehen“ könne. Man sollte sich selbst ein Urteil darüber bilden.

87 *Schulz-Hageleit*, Geschichtsbewusstsein (wie Anm. 68), S. 217-288.

88 *Hermann Heimpel*, Vier Kapitel aus der deutschen Geschichte. Göttingen 1960 (Aachen, Canossa, Wittenberg, Frankfurt); *Schulin*, Heimpel (wie Anm. 66), dort S. 65-121 nach dem Manuskript, wobei fehlende Stellen nach einem Vortrag von 1955 ergänzt sind (Einleitung, Marienburg, Berlin und Bayreuth).

89 Ernst Schulin, einer der Hörer von Heimpels Deutschland-Vorlesung, dachte sich Ende der 1960er Jahre: „[W]ie historisch käme einem heute bereits Heimpels Buch über die Deutsche Geschichte vor, wenn es denn existierte; wie überholt, wie typisch für die fünfziger Jahre.“ Ebd., S. 15. Zum Umbruch des historischen Denkens zwischen ca. 1965 und 1975 (also nicht 1945) *Raphael*, Geschichtswissenschaft (wie Anm. 4), z. B. S. 215. Entscheidend waren dafür nicht nur Veränderungen in der deutschen

sich ihm seit Kriegsende mehr und mehr auf: Auschwitz. Anders als viele seiner Kollegen verlegte er sich nicht aufs heroische Schweigen.⁹⁰

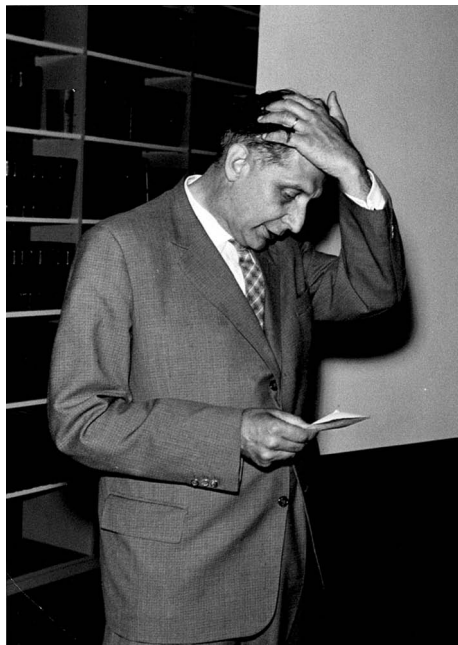


Abb. 6: Heimpel am Max-Planck-Institut für Geschichte, 1958.
Niedersächsische Staats- und
Universitätsbibliothek Göttingen,
Cod. Ms. S. A. Kaehler 14:13/Beil. 2

Dass ihm sein neuer Wirkungsraum am Max-Planck-Institut die Möglichkeit verschaffte, sich publizierend von den Erwartungen an den Historiographen ab- und der Geschichtsforschung zuzuwenden (Abb. 6), war ihm sicher willkommen, und so gelang ihm der Coup, als alter Mann und nach Jahren des nicht eingelösten historiographischen Projekts doch noch mit einem Opus magnum aufzuwarten. Die dreibändige Monographie zu den „Vener von Gmünd und Straßburg“ (1982) stand dabei reichlich unverbunden in der Forschungslandschaft zum späten Mittelalter – vielgelobt, aber bescheiden in ihren

Geschichtskultur, sondern auch veränderte Vorannahmen, so v.a. das Loslassen von der Prämisse, dass es einen ‚Nationalcharakter‘ der *Geschichtswissenschaft* gebe, also eine Differenz zwischen typisch angelsächsischem Empirizismus, französischer Aufklärungstradition und deutschem Historismus.

90 Oexle, Zusammenarbeit (wie Anm. 66), S. 24; Heimpel; Entwurf (wie Anm. 84), S. 179 m. Anm. auf S. 230; In memoriam (wie Anm. 10), S. 59f. Anm. 43.

Auswirkungen auf spätere Forschungen.⁹¹ Was einen guten Teil ihrer Sperrigkeit ausmacht, ist, dass sich Heimpel darin nicht für die Optionen der Geschichtsforschung und der Geschichtsschreibung entscheiden konnte. Nach der auffallend dissertationsmäßigen Betitelung⁹² zu urteilen, strebte der Achtzigjährige zu seinen Anfängen zurück, konnte dabei aber in der Durchführung nicht der Versuchung widerstehen, doch noch einmal mit der großen Geste des historiographischen Sinngebers aufzutreten.

V. Göttingen und die Modernisierung der Geschichtswissenschaft

Zum Kreis der Schramm-, Heimpel- und Heuß-Schüler zählten viele bedeutende Historiker, sicher ein Reflex ihres Erfolgs als akademische Lehrer. Über die schon genannten Schramm-Schüler hinaus seien stellvertretend Hartmut Boockmann und Arnold Esch, Jochen Bleicken und Hans-Joachim Gehrke genannt. Darüber, welche Bedeutung Heußens „Göttingen“ für die Weiterentwicklung der Alten Geschichte hatte, kann hier kein Urteil abgegeben werden, doch sticht die anhaltende Präsenz seiner „Römischen Geschichte“ oder auch seiner Studien zu Niebuhr und Mommsen auch dem Nicht-Alturtumswissenschaftler ins Auge. Für die historische Mittelalterforschung lässt sich sagen, dass die entscheidenden Impulse zu ihrer Weiterentwicklung von anderen Zentren ausgingen. Schramm war zu wenig daran interessiert, seine eigentlich wegweisenden Einsichten anders als in knappen, meist vorläufig wirkenden Skizzen an die nachfolgende Generation zu kommunizieren. Für Heimpels Forschungsfelder war entscheidend, dass andernorts eine nüchternere und zugleich komparatistisch angelegte Empirie begonnen wurde, und dass hierdurch die Fragen etwa nach der spätmittelalterlichen deutschen Geschichte aus der beklemmenden Diktion des Schicksalshaften herausgeführt wurden. Wo man die Historie für ein nationaltherapeutisches Unterfangen hielt und verkündete, sie bekomme „von der geschehenden Geschichte [...] die Aufgabe der Bewahrung und Rettung, der Heilung und Versöhnung, den Auftrag des Kampfes gegen das unschuldige Vergessen und gegen die schuldige Legende“ zugewiesen, war dies fraglos schwerer als andernorts.⁹³ Wichtig war auch

91 Bereits eingesetzt hatte die sozialgeschichtlich-komparatistische Erforschung der gelehrten Räte, die zumindest implizit modernisierungstheoretisch verankert und damit an den Rationalisierungs- bzw. „Verdichtungs“-Tendenzen der Reichsgeschichte interessiert war. *Heinz Lieberich*, Die gelehrten Räte. Staat und Juristen in Baiern in der Frühzeit der Rezeption, in: *Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte* 27, 1964, S. 120–189; *Hartmut Boockmann*, Zur Mentalität spätmittelalterlicher gelehrter Räte, in: *Historische Zeitschrift* 233, 1981, S. 295–316; *Roman Schnur* (Hrsg.), Die Rolle der Juristen bei der Entstehung des modernen Staates. Berlin 1986.

92 Der Untertitel erstreckt sich über vier Zeilen, von denen zwei wegen der schon im Haupttitel gegebenen Zeitangabe redundant sind.

93 *Heimpel*, Mensch (wie Anm. 12), S. 163 (aus der Rektoratsrede von 1953).

anzuerkennen, dass vormoderne Gesellschaften sozial geschichtete Gesellschaften waren, und dass sich aus dieser Schichtung soziale Dynamiken ergaben, die die Fixierung auf den Kollektivsingulär des „Deutschen“ aufbrachen und neue Fragen auf methodisch neuer Basis zuließen. Nüchtern und unaufgeregt musste das deutsche Mittelalter betrachtet und auf eine neue, weniger belastete Weise in den Kontext der europäischen Geschichte gestellt werden. Der siebte Sonderforschungsbereich, den die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1968 einrichtete, trug den lapidaren Titel „Mittelalterforschung“. Er ging auf eine Münsteraner Initiative zurück und wurde folglich ebendort angesiedelt. Die große, richtungweisende Geschichte des deutschen Spätmittelalters synthetisierte einen Flickenteppich von tausenden aufsatzförmiger Detailstudien; ihr Autor war ein Gießener, der sich zuvor in Heidelberg von Werner Conze und Reinhart Koselleck hatte anregen lassen: Peter Moraw.⁹⁴

Disziplinen lassen sich aber freilich mit dem Hinweis auf solche Durchbrüche nicht hinreichend charakterisieren. Göttingen hatte fraglos seine eigenen Inspirationsquellen zu bieten: die Atmosphäre intensiver Forschung und auch Diskussion, für die das legendäre „Historische Kolloquium“ und sein Wohnheim am Kreuzberggring stand – Schramm und Heimpel förderten es kräftig.⁹⁵ Hinzu kam ein gewisses Selbstbewusstsein, das es dem Göttinger Nachwuchs leichter machte, sich in seiner Fachwissenschaft zurechtzufinden. Auch hatte es seine guten Seiten, dass in Göttingen gerade *keine* historische „Schule“ gegründet wurde, die das Sein und Nichtsein künftiger Historikergenerationen an rasche Konjunkturen gebunden oder mit den lähmenden Memorialpflichten gegenüber Gründerheroen ‚modernerer‘ Couleur belastet hätte. Und letztlich bestanden in Göttingen die Möglichkeiten der großen interdisziplinären Verbände, die sich aus der gleichzeitigen Präsenz so vieler Mediävisten aus ganz verschiedenen Disziplinen ergaben und die eine feine Balance zwischen fester Institutionalität und informeller Begegnung einhielten. Die Kommissionen bei der Akademie, die sich auch mit dem Mittelalter beschäftigen, gehören hierzu, sie bedeuten ein wertvolles Vermächtnis vergangener Tage an die Historie der Gegenwart.

94 Von den Anregungen, denen er sein Konzept verdankte, sprach er rückblickend selber: *Peter Moraw*, Neuere Forschungen zur Reichsverfassung des späten Mittelalters, in: Michael Borgolte (Hrsg.), *Mittelalterforschung nach der Wende 1989* (Historische Zeitschrift Beih. 20). München 1995, S. 453–484.

95 *Nagel*, Schatten (wie Anm. 11), S. 92–116, zum Kolloquium S. 288. Kritisch *Borst* (wie Anm. 2), S. 20: „Bei ihren Tanzfesten und Theaterspielen wirkten Gudrun [Borsts Freundin und spätere Frau, F.R.] und ich eifrig mit, doch mit ihnen Heimpels genialischen Spuren willig zu folgen misslang mir. Lieber schloss ich mich einem älteren, hochgelehrten Skeptiker an, Reinhard Elze.“

